

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Heft 3.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften;
vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 2. Februar 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4½ M.

XVII. Jahrg.

Der Herr Senator.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Es dauerte noch ein paar Minuten, dann kam Dode herein und setzte sich stumm mit an den Tisch. Das Blätterdach hatte doch nicht völlig dicht gehalten, ihr Kleid sah feucht aus, und das Lampenlicht glitzerte da und dort in perlensartigen Tropfen auf ihrem Haar. Gundermann empfing sie: „Kind, Du wirst Dich erfrönt haben; mich dünkt, es zieht kühl herein.“ Er stand auf, das Fenster zu schließen; sich umwendend, fügte er verwundert nach: „Habt Ihr, Du und Follart, Euch schon begrüßt?“ Der Letztere antwortete: „Ja, wir trafen uns im Garten, als ich kam.“ Er sah, einen Blick auf sie hinüberwesend, hinzu: „Seht, wie ich Dich

sehe, erscheinst Du mir noch unbekannter, als vorhin beim Hören, wie eine völlig Fremde.“ Tina äußerte: „Ja, es wird öfter gesagt, daß Dode sich in den letzten Jahren sehr verändert haben soll; im täglichen Beisammensein bemerken wir es natürlich nicht.“

Ein naher, wie Kanonenschläge polternder Donner brach ihr in's letzte Wort. Man sah an dem Gesichtsausdruck Dodes, die elektrische Spannung der Luft fäste offenbar ihre Nerven mit einer aufregenden Wirkung an. Sie war sehr blaß, aber ihre Augen glänzten sieberhaft; Furcht vor dem Gewitter schien sich in ihr mit einer von den Blitzen auf sie geübten magischen Anziehungskraft zu vermischen. Der Senator hielt die Augen weit geöffnet auf sie gerichtet, und unwillkürlich kam von seinen Lippen: „Wie Du heut' Abend an Deine Mutter erinnerst!“ — „Hast Du Dodes Mutter getötet, Vater?“ fragte Tina. An ihr war Alles ruhig, die Electricität berührte sie mit keinem Einfluß.

„Ja, gesehen,“ erwiederte Gundermann, doch zugleich flog er mit den Uebrigen mechanisch vom Siche auf. Einem gefiederten Flammenpfeile ähnlich war drauf ein Feuerkeil in die Linde niedergejahren und hatte eine Sekunde lang das Gesicht ihrer Freude in ein blutrothes Licht getaucht; schmetternd betäubender Donner ließ alles Geräth auf dem Tische klirren, das Haus schien zu wanken. Gleichzeitig bot sich im Zimmer ein wunderlicher Anblick; augenblickslang zuckte, wie von dem Blitz abgesprungen, über dem dunklen Scheitel Dodes eine kleine bläuliche Flamme auf und lösch wieder aus. Nur Follarts Blick war zufällig in die Richtung gewendet, die Anderen nahmen nichts davon wahr. Tina öffnete zuerst den Mund: „Das war ein furchtbarer Schlag. Welches Glück, daß Du nicht unter der Linde geblieben, Dode! Er hat sie getroffen, doch wie's scheint, nicht gezündet.“

Der Senator stieß jetzt aus: „Gottlob!“ Doch er



Die Unzertrennlichen. Von Heinrich Rettig. — Siehe Seite 23.

knüpfte erschreckt unmittelbar daran: „Was ist Dir, Kind?“

Aus den Zügen Dode's redete etwas halb Besinnungsloses, wie aus ihren Gliedern körperlich Unmächtiges. Sie schwanzte vornüber und suchte einen Halt an Gundermann, der sie mit den Armen umschlang. Dazu brach sie in ein trampflautes Schluchzen aus, durch das ihre Stimme halb erstickt, unverständlich klung: „Ich wollt', ich hätte noch d'runter gestanden.“

Der Senator hielt sie an seine Brust gezogen und zärtlich schützend umfaßt. Sanft mit der Hand ihr über Haar und Schläfe gleitend, sagte er: „Beruhige Dich, mein Kind. — Dir geschieht nichts, ich bin bei Dir. Du weist nicht, was Du sprichst. Deine Nerven sind aufgereggt. Hättest Du mich denn verlassen wollen?“

Das Letzte fügte er flüsternd nach. Follart stand, einen Mizznuth in seinem Blicke nicht verborgend, und äußerte: „Das ist ja frankhaft; läßt sie doch zu Bett gehen! Die Gefahr ist vorüber.“

Er hielt einen Augenblick an, dann setzte er hinzu: „Ich bin auch müde von der langen Fahrt, und es ist das Beste, zu schlafen. Gute Nacht.“

Seinem Vater die Hand reichend, wendete er sich, ohne Dode zu beachten, gegen Tina: „Du bringst mich wohl auf mein Zimmer.“ Die Angeredete entzündete einen Zidibus an der Lampe und damit eine Unschlitterze in breit-rundförmigem Messingleuchter; nun gingen die Beiden mit einander auf den Flur hinaus und stiegen die Treppe zum oberen Stock hinan. Hier traten sie in die für Follart hergerichtete Schlafrube, wo er schwiegend eine Minute lang die alten Bilder an den Wänden betrachtete. Dann drehte er sich kurz um und sagte:

„Es ist Alles, wie ich es als Knabe hier verlassen, Tina —“

Seine Augen richteten sich in die ihrigen, so wiederholte er: „Ja, als Knabe empfand ich schon das Nämliche, wie heut', — sie nimmt uns die Liebe unseres Vaters vorweg, wie sie es immer gethan.“

Tina entgegnete: „Wie kommst Du, — ich lenne Dich und sag Dir an, daß Dich etwas innerlich aufregte.“

Er denkt für sie, daß keine Zugluft an sie gerath; wenn er bei ihr ist, kann ihr nichts geschehen; wo sie in Frage kommt, sind wir nicht da, nicht in seinen Gedanken, noch in seinem Herzen. Das fühlte ich von je. Hätten wir uns bei dem Blühschlage so thürkt benommen —“

„Sie ist von anderer Natur, als wir, Follart, hat oft etwas Hülfbedürftiges; ein Verlangen, sich anzuschmiegen, liegt in ihr. Dem kommt unser Vater entgegen, weil er fühlt, daß sie ängstlich nach Liebe sucht. Wir sind weniger leicht durchsam erregt, unseres Kinderrechtes an ihr sicher bewußt.“

„Mag sein, daß Du mehr davon gewöhnt bist, Tina, mir ist's wieder neu, verwundet mich. Glaubst Du, mein Herz sei nicht erregbar, verlange nicht nach Liebe? Was ist denn schön am Leben, außer ihr? Ich war sehr einsam die letzten Jahre in der fremden Stadt; hätte mich die Sehnsucht zu Euch nicht getrieben, würde ich mich wohl kaum überwinden gekonnt haben, diese schwer ertragbare Abhängigkeit, — — unser Kinderrecht, sagt Du? Mich däucht, sie ist das Kind im Hause und wir sind die Fremden; oder sie ist die Tochter und Du bist, wie sie nach außen benannt wird, die Mutter —“

Er brach plötzlich ab und sah seine Schwester, wie von einem ihm durch den Kopf schiezenden Gedanken berührt, an, sodas sie fragte: „Was denkt Du, Follart?“

„Nichts, Tina. Gut' Nacht! Ich hatte die erste Nacht hier mir schöner gedacht. Je weiter man in's Leben hineinkommt, um so mehr heißt es, seine Ansprüche daran herabmindern, sich mit geistiger Thätigkeit und seiner Berufspflicht begnügen. Doch auch die hab' ich kaum mehr, bin höchstens noch ein Rechnungs-Revisor für die Kassenbücher der Stadt. Schlafl' wohl, liebe Schwester! Ich weiß, Du bleibst mir wenigstens.“

Tina nahm fest seine Hand. „Ich glaube, das Gewitter hat Dich unbewußt auch aufgereggt, Follart; mir ist etwas Fremdes heut' Abend in Dir. Morgen wirst Du ruhiger sein und auch milder, gerechter über Dode denken. Ich habe sie lieb wie eine Schwester; versuch's nur und wolle es, dann wirst Du's auch können. Denke, wenn der Blitz sie vorhin unter dem Baum getroffen hätte! Ich könnte mir nichts Entzücklicheres für uns Alle vorstellen. Gute Nacht!“

Tina ging; Follart schritt in seinem Zimmer hin und her. Der ihm zuvor plötzlich aufgestiegene Gedanke hatte ihn nicht wieder verlassen; nach einer Weile blieb er einmal stehen und sprach halblaut vor sich hin: „Wer als Jurist in das Leben hineingegeben, hat gelernt, daß bei Menschen nichts als unmöglich auszuschließen ist. Wenn sie es wäre —“

Er setzte sein Auf- und Niederwandern fort; etwa nach einer halben Stunde tönte draußen auf dem Vorplatz ein sicherer Schritt, seinem Ohr altbekannt. So

war Tina von jener gegangen; sie hatte noch häusliche Obliegenheiten erfüllt und begab sich nach ihrer Stube. Kurz darauf lag das Haus wieder ruhig, dann kam nochmals ein leiser Ton durch die Stille, nicht unterscheidbar, wovon er herrührte. Follart horchte unwillkürlich auf. War es ebenfalls ein Zugtritt gewesen? Nun knarrte drüben eine Thür und schloß sich sachte zu, die des Zimmers, welches Dode von Kindheit auf bewohnte. Offenbar war das hujehende Geräusch von ihr entsprungen; ihr Gang hatte immer etwas laum Hörbares gehabt.

Follart war's gelungen, seine Gedanken gewaltsam von ihr abzuwenden und auf den morgen bevorstehenden öffentlichen Antritt seiner neuen Stellung zu richten. Jetzt lenkte das Knarren der Thür sein Denken wider Willen auf Dode zurück. Ein Wort Tina's lang ihm nach: Wenn der Blitz sie unter der Linde getroffen hätte! Einen Moment war's ihm so vor den Augen gewesen, als das blaue Flämmchen über ihrem Scheitel gezuckt.

Es durchfuhr ihn etwas, daß er erschrak. Hätte er gewünscht, es wäre so geschehen?

Die Luft im Zimmer besaß etwas drückend Beengendes, da die Magd, des Unwetters halber, die Fenster geschlossen hatte. Er stieß eines derselben auf und athmete die hereinströmende Frische ein. Das Gewitter war abgezogen, es grollte nur noch dann und wann in der Ferne, aber der Himmel lag schwer wolkenbedeckt und die Nacht lichtlos schwarz über Allem. Nur für den Geruchssinn kam Blüthenduft vom Garten heraus.

Dann funkelte noch einmal ein auffliegendes Geleucht draußen im Osten, übergoss die Bäume und die Hauswand mit einem weißbläulichen Scheine. Der hob einen Moment an der letzteren aus dem schwarzen Dunkel etwas Helles hervor, das im nächsten Augenblicke wieder, wie ausgelöscht, verschwand. So hatte es einem Einbildungs-Phantom geglichen; doch die Phantasie Follarts besaß nicht die Lebendigkeit, sich solche zu erzeugen. Es mußte ein Menschengesicht gewesen sein, und zwar nach der Richtung wahrscheinlich dasjenige Dode's, die auch noch aus dem Fenster ihres Schlafgemaches in die Nacht hinausgesehen. Wie unwillkürlich etwas unbestimmt Gemahrtes antreibt, sich durch nochmalige Beobachtung darüber Gewissheit zu verschaffen, verweilte Follart noch, den Blick zur Seite hinübergerichtet haltend, in seiner vorgebückten Stellung. Aber es folgte kein Blitz mehr, das Auge blieb unfähig, die Finsterniß zu durchdringen, und kein Laut verrieth etwas dem Ohr.

Die Einführung des neuen Bürgermeisters durch einen dazu eingetroffenen Vertreter der Regierung hatte nun stattgefunden. Man war allgemein vollberriedigt von der Art seiner Antrittsrede, in welcher er natürlich nicht geradezu den Grund seiner Amtsberufung darlegte, aber verständlich der Absicht Ausdruck gegeben, für mannigfache Unverfahrenheit seiner Jugend in der Leitung der städtischen Angelegenheiten bei älterer, langbewährter Einsicht Lehre, Unterweisung und Unterstützung zu suchen, und an dem in hergebrachter Weise Fortgehenden war nichts verändert, als daß vor dem Gehege ein Anderer die Verantwortung für die Wahrung der öffentlichen Interessen und Erfüllung der Pflichten des Gemeinde-Oberhauptes trug. Der Senator hatte seit Langem das Rathaus nur noch zur Führung des Präsidiums in den Sitzungen besucht, sonst indeß alle Geschäfte in seinem eigenen Hause erledigt und zu diesem Behuße diejenigen Alten und Rechnungsbücher, deren er zeitweise bedurfte, in seine Arbeitsstube überführt. Es war das allerdings wohl eine Ordnungswidrigkeit oder wenigstens eine Unregelmäßigkeit, doch bei der unanzweifelbar von Gundermann geübten sorglichen Obhut, welche jede Besorgniß eines Verlorengehens der Gegenstände ausschloß, vergönnte man ihm gern die dadurch bewirkte Erleichterung vielfältigster Mühen, und lange Gewöhnung ließ überhaupt keinen Einspruchs-Gedanken davider mehr aufkommen. So blieb auch jetzt das Zimmer des Senators die eigentliche, den Morgen hindurch von Rathsolenden und Beschwerdehabenden vielfach aufgesuchte Bürgermeister-Stube, während die sogenannte im Rathaus wie zuvor leer stand oder vielmehr nur Follart zu ungeförttem Aufenthalt diente. Niemand kam um Auskunft oder Entscheid dorthin, er war für die Bewohner der Stadt nicht vorhanden. Nur der Rathsdiener zog bei seiner Ankunft mit einem „Guten Morgen, Herr Bürgermeister“, die Mütze vor ihm, doch fügte er gemeinlich nach: „Entschuldigen, Herr Bürgermeister, ich muß zum Herrn Senator hinüber, ob der Herr Senator vielleicht einen Auftrag hat.“ Das hatte der dem Namen nach das Stadtregiment führende vorher gewußt, sich mit dieser Vorstellung bereits bei der Annahme seiner Wahl vertraut gemacht und keinerlei andere Erwartung gehegt. Aber es fiel doch in der Wirklichkeit schwerer, darüber wegzukommen, als im Gedanken, und um manchmal herauszuschleichen Regungen der Unbefriedigung und des Unnuthes von sich abzuschüchtern, griff Follart eifrig nach einer Thö-

tigkeit und Beschäftigung seines Kopfes. Er vertiefe sich angespannt in das auf dem Rathaus vorhandene Material, um Kenntniß von den Verhältnissen der Stadt zu gewinnen und seinem Vater in Fällen von Rechtsangelegenheiten mit nützlichem Rath zur Seite stehen zu können. Bei diesem sich genau Unterrichten über die städtischen Zustände stieß er oftmals auf glänzende Zeugnißbeweise des umsichtig-weise, erfolgreichen und thafträchtigen Verwaltungs-Talentes seines Vaters, erkannte, daß die demselben allgemein gezollte Danbarkeit und Verehrung auf vollgewichtigen Gründen fuhe. Wenn er den Morgen derartig für seine Lehre einsam verbracht, begab er sich zum Mittagessen nach Hause und bestrebt sich, am Tische seine innere Befriedigungslosigkeit unter einer möglichst heiteren Außenseite zu verbergen. Doch ward ihm dies durch die Anwesenheit Dodes zumeist noch schwerer gemacht, als am Vormittage sein Unbehagen vermittelst der Arbeit zu bekämpfen. Ihn überkam täglich wieder das Gefühl, daß sowohl er wie Tina im Herzen des Vaters gegen Dode zurückstanden. Der Letztere erkannte zweifellos die vorzüllischen Eigenschaften der Tochter voll an und würdigte ebenso mit vollem, dankbarem Begegnen das ihm von seinem Sohne gebrachte Opfer eigener Selbständigkeit, aber der Ausdruck seiner Liebe für beide konnte seinen wesentlichen Ursprung im Verstande nicht verleugnen; er war stolz auf sie, beglückt durch sie, doch wenn Dode nicht gewesen wäre, hätte man ihm zärtlichen Gefühls unfähig halten müssen. Sie empfand, daß Follart dadurch gekränkt ward, und konnte doch nicht unterlassen, es zu erwiedern. Ihr Wesen bedurfte desselben zu nothwendig, fand an der ruhigen, schweizerischen Theilnahme Tina's nicht Lebensnahrung genug. So erweiterte sich die alte Kluft zwischen ihr und Follart, anstatt sich zu überbrücken. Beide suchten einen äusseren Anschein gleichmütigen Einvernehmens zu bewahren, aber ab und zu verrieth eine Kleinigkeit sich steigernde Spannung zwischen ihnen. Tina, welche diese, ohne sich darüber zu äußern, wahrnahm, fühlte, es könne so auf die Dauer nicht fortgehen, doch kann vergeblich nach einem beschwichtigenden Hülfsmittel. Sie fand kein anderes, als, ihr Bruder müsse einmal offen und ruhig mit Dode über Das sprechen, was seine Abneigung gegen sie veranlaßt habe und forterhalte, daß sie den eigenen Kindern einen großen Theil des väterlichen Herzens entziehe; sie werde es vermögen, dies Missverhältniß so zu ändern, wie es die Natur und die nicht in äußerer Zärtlichkeit sich fundgebende Liebe des Sohnes zum Vater ertheile. Follart war gewillt, nach diesem Rathe zu handeln, aber es bot sich ihm keine Möglichkeit dazu. Dode vermied unverkennbar jedes Alleinbleiben mit ihm, verließ stets, wenn Tina sich entfernte, sofort auch das Zimmer. Und außerdem war die beabsichtigte Unterredung im Hause oder Garten kaum möglich, ohne nicht besorgen zu lassen, daß bei den sommerlich offenen Fenstern dem Vater das Gesprochene zu Gehör komme.

Dann geriet Tina indeß doch auf ein sicheres Mittel für die Ausführung des beabsichtigten Zweckes. Sie hatte Dode eines Vormittags zu dem einsamen Lieblings-Ausenthalte derselben am Waldrande fortgehen gewahrt und rieth dem Bruder, ihr dorthin nachzufolgen, um die Auseinandersetzung ungestört und ohne Zeugen erzielen zu können. Ein Versehen der Stelle schien ihm nach der Beschreibung nicht möglich, und er begab sich auf den Weg.

Höchste Waldblüthen-Schönheit der Sonnenwendzeit war's jetzt. An den Seiten des schmalen Fußsteiges, den Follart entlang schritt, stand der Roggen schon hoch in Aehren; mechanisch mit der Hand über sie hinstreichend, wie er's als Knabe gethan, ging er langsam vorwärts, sich die Worte gestaltend, mit denen er geradaus, ohne Rücksicht Dode das ihr zur Last fallende vorhalten wollte. Lang, seit Kinderzeit Angekammeltes war's, das aus ihm herausdrängte; er fühlte ein tiefes Recht des Herzens zu seinem Vorhaben einer Abrechnung in sich. Neuerliche Ruhe zu bewahren, gebot er sich, aber Schonung brauchte er nicht zu üben.

Der Kultus rief noch und blixend schwirrende Insekten schoßten hin und wieder, sonst lag Alles still in heißen, bald mittäglichen Goldglanze. Das Unbewegte der Dinge hatte Traumhaftes; an Stellen hoben sich die Hächerdolden der Kälberkropfsblüthen in so dichten Mengen zusammengedrängt auf, daß sie wie ein von Händen gewebter feiner Märchenstoffschleier weißleuchtend den Boden überfüllten. Große goldene Kelchsterne flammtens sonnenhaft dazwischen, Alles von seinem Hauch geregt. Es kam Follart der Gedanke, daß er dies lange nicht mehr so gesehen, oder vielleicht mit dem Blick wahrnommen, doch nicht mehr so empfunden. Als Knaben hatte ein Gefühl ihn angefaßt, es liege ein verschwiegenes Geheimnis darin; zum ersten Male klopfte ihm heut' plötzlich das Herz wieder sonderbar unverstanden auf, wie zuweilen in jener Zeit, und ein leises Schauern ließ ihm vom Norden herab.

Suchend schaute er umher; dorthinüber mußte er, über die kleine Waldlichtung. Wo die Au' dunkel unter

dem hängenden Buchengezweig ausspiegelt, war nach Tinas Schilderung der Platz, an dem Dode sich gemeinlich aufhielt. Nun führte der Pfad über einen sandgelben, sonnenglühenden Bodenfleck, dem nur ein wenig dürres Gehälm entkleimte. Da überhüllte es jährlings den leblos schenenden Grund mit dichter Bewegung, wie eine Wolke von Bläulingen stob es vor dem Fuß in die Höhe, flimmerte und flatterte halb-hundertfältig durcheinander. Es war, als wollten die winzig zierlichen Falter eine hin und herschwebende blaue Mauer aufstürmen, den unwillkürlich Anhalten den am Weitervorschreiten zu hindern; ein lautlos geisterhaftes Treiben ging durch alles Ruhigen und Regen der Natur.

Doch drüben zeigte jetzt zwischen dem Laubgrün ein hellerer Kleidshimmer den Aufenthaltsplatz Dode's an, und der Anblick machte Follart von den unsichtbar webenden Fäden los, die ihm heimlich das Gefühl und den Entschluß, seinen Weg fortzusehen, zu umstriden suchten. Rasch schritt er vorwärts, dem deutenden Schein entgegen. Dode lag nach ihrer Gewohnheit hingestreckt, die Hände unter dem Kopf zusammengeklappt haltend. Er machte sich bereit, daß sie auffrangen und davon-eilen werde, sobald sie ihn wahrnehme; für den Fall war er gewillt, sie einzuholen und zu nötigen, daß sie ihn hören und ihm Rede stehen müsse. Allein sie schien sein Herankommen nicht zu vernehmen, denn sie regte sich nicht. Vorsichtig trat er näher, nun dicht zu ihr. Da erkannte er, sie sehe und höre nichts von ihm; ihre Lider waren geschlossen, sie schlief.

Er hatte bisher nicht darauf geachtet, daß sie schon seit einer Woche, seit seiner Ankunft in der Stadt, am Morgen überwacht ausgesehen; jetzt sprach ihr Geist ihm deutlich von schlaflos verbrachter Nacht, in deren Folge die Müdigkeit sie hier überwältigt. Ohne Bewußtsein hob und senkte sich ihre Brust, doch nicht gleichmäßig, sondern unruhig atmend. Follart öffnete die Lippen, sie anzurufen und zu wecken. Aber eh' es geschehen, hielt er den Mund an. Das wäre grausam gewesen, denn offenbar bedurfte sie des Schlafes; den Vorwurf, so gegen sie gehandelt zu haben, wollte er nicht auf sich laden, sondern abwarten, bis sie von selbst erwache. Eine Baumwurzel krümmte sich unfern von ihr empor, darauf setzte er sich und blickte harrend auf die unbeweglich Liegende hin.

Hier war nichts von Geräusch zu hören, als ab und zu ein leises Glucken des Wassers, regungslos stand die Wiesenlichtung im blendenden Sonnenblitz, selbst die Insekten flatterten nicht mehr, sondern saßen flugrostend auf den Blüthenköpfen. Es kam Einschlafendes aus der heißen Stille, Follart's Stern zuckte einmal auf, die Gestalt Dode's war ihm vor dem Blick wunderlich aus einander geslossen, doch ein surrender Ton hatte ihm die halb herabgenickten Lider emporgehoben. Einwas Gelbes verursachte denselben noch fort; nun sah er's, eine an ihm vorbeigeschossene Horniss schwirrte in engem Kreise um den Kopf der Schläferin. Mechanisch zwang er, hastig einen Laubzweig abreißend, auf und verschuchte das gefährliche Insekt, dessen dumpfes Gesumme noch aus der Waldtiefe nachhallt; dann kehrte er auf seinen Sitz zurück.

Ein Weilchen verging, nun kam ein anderer Laut durch die Luft, leis fliegend, verzitternd. Mittagsgloden-Geläut vom Kirchturm der Stadt. Follart's Ohr vernahm's, doch seine Besinnung wußte sich nicht klar zu machen, was es sei. Er hielt die Augen jetzt weit geöffnet und unverwandt auf die Ruhende gerichtet, ihr Aufwachen erwartend. So sah er deutlich ihr Gesicht, aber trotzdem verschmolz dies ihm auch mit dem, wo von es in der Nähe umgeben ward, hohem Halmverf mancher Art, überniedgenden, gefiederten Blüthenrispen und Gräsern, deren Späne hie und da von einem darüber irrenden Sonnenfünfchen flüchtig aufschnitten. Draußen lag Alles in diesem Schatten, nur ein paar sich nahgesellte, zugleich dmitl und hell erscheinende Kelche hoben sich ungewiß d'räus hervor. Jetzt indeß klarer, denn ein Lichtspiel warf seinen Abglanz zu ihnen hin, und sie offenbarten sich als zwei große veilchenfarbige Glockenblumen. Das waren sie unfröglich, und doch waren sie in Einem auch, daß der Hinblickende erschrak, die plötzlich weit geöffneten Augen Dode Puttersen's.

Einen Moment nur dauerte diese phantastische Täuschung. Follart schüttelte den halben Traumzu stand, der ihn überkommen, von sich ab; mit geschlossenen Lidern wie zuvor, fest schlafend lag Dode, und ruhig und deutlich standen die beiden dunkelblau-violetten Blüthenkelche hinter ihr. Nur eine Übertragung aus einbildungreicher Vorstellung war's gewesen, weil ihre Augen in der That genau die Farbe der Glockenblumen besaßen. Nicht das allein, auch das Eigenartige des Hervorleuchtens derselben aus dem Schatten.

Die Luft hatte Bedrückendes, der junge Mann glitt sich mit der Hand einmal über die feucht gewordene Stirn. Es war keine Ausicht, daß die Schläferin bald von selbst aufwachen werde; er stand jährlings auf und

ging behutsamen Fußes einige Schritte davon. Dann blieb er zurück; sie lag unbeweglich, aber ein Stunden schlag kam jetzt, Mittagszeit kündend, von der Stadt her. Sollte er sie aus der Entfernung doch wecken, ihr zurufen, daß sie sich zum Essen auf den Rückweg machen müsse? Doch das ging sie an, wenn sie zu spät kam, nicht ihn. Die Zeit gebrach, um die Absicht, mit der er sie hier aufgesucht, noch auszuführen, und schweigend mit ihr, neben ihr zu gehen, wäre peinlich und nicht möglich gewesen. Er hätte einen Grund angeben müssen, wie er hierher gekommen sei, und er wußte keinen.

So schlug er, ohne mehr umzuschauen, den Pfad, der ihn gebracht, wieder ein, rasch ausschreitend, dann lief er fast. In ihm war etwas Fortdrängendes, er konnte sich nicht sagen, was. Oder doch, das mußte es sein, er fürchtete, zu spät am Tisch einzutreffen. Sein Vater hielt auf Pünktlichkeit, und als Kind war er manchmal so gelauft; dies Knabengefühl kam wohl treibend über ihn. Die Bläulinge flohen von dem gelben Sandfleck wieder um ihn auf, doch diesmal eilte er ohne Anhalt durch ihr Gewoge hindurch. Nur einmal tauchte er kurz vom Wege seitab in die Wiese hinein, um etwas zu pflücken, das unwillkürlich zwischen dem dichten Blütenzengedränge sein Auge fremdartig angezogen hatte. Auch das entsprang wohl erwachtem alten Knabentriebe; als er hielt, war's indeß nur eine Glockenblume. Seine Hand machte eine Bewegung, sie fortzuwerfen, aber das wäre unrecht gewesen. Er hatte immer eine Röhrigkeit darin empfunden, wenn Andere Blüthen zwecklos abgerissen und zum Verwelken lassen gelassen. Die blaue Blüte zwischen den Fingern drehend, ging er mit davon niedrigerichtetem Blicke eilig weiter. Zu Hause traf er Tina im Esszimmer, sie fragte: „Hast Du Dode gefunden?“ Er nickte: „Ja.“ — „Und hast Du mit ihr —?“

Einfällend erwiederte er abermals: „Ja.“ Dann fügte er noch rasch nach: „Sie wird vermutlich erst etwas später zum Essen kommen; es ist wohl noch nicht so weit, meine Haft war unmöglich, und ich habe auch noch Zeit, droben etwas nachzusehen.“ Schnell begab er sich die Treppe hinan auf seine Stube, doch dort setzte er sich, seiner Absicht nicht mehr gedenkt. Er war ermüdet von der heißen Luft, und das Herz klopfte ihm vom zu raschen Gange. Nach einer Weile stand er auf, füllte Wasser in ein Glas und stellte die mit heimgebrachte Glockenblume hinein. Erst als er darunter den Schrift seines Vaters vernahm, ging er, ihm nachfolgend, hinunter und wieder in's Esszimmer zurück.

Am Tische ward wenig gesprochen, der Senator war in schweigsame Gedanken vertieft und Follart gleicherweise. Dode kam noch im letzten Augenblick; sie entschuldigte sich, ihren Platz einnehmend, daß sie im Walde eingeschlafen und erst aufgewacht sei, als es höchste Zeit gewesen. Gundermann fiel besorgt ein: „Das solltest Du nicht, es könnte im Schlafe etwas an Dich kommen, ein bösauges Waldinsekt oder dergleichen und Dich verlezen.“

„Ja, der Vater hat recht,“ pflichtete Follart bei, „es ist nicht ratsam, Wespen und Hornisse schwirren überall umher.“ Die Worte kamen mit anderem Ton als sonst von seinem Munde, nicht deutlich auffassbar; jedenfalls lang aus ihnen kein verhaltener Missmuth über die väterliche Bejognisäußerung des Senators. Tina warf einen verwunderten Blick auf den Bruder. War's seine Absicht, durch den gleichmäßigen milden Stimmenton zu bestänigen, etwas wieder gut zu machen? Doch andererseits konnte die Unterredung im Walde nicht heftig und aufregend gewesen sein, da Dode nach derselben geschlafen hatte. Denn geschlafen mußte sie haben, sie lag nicht; Lüge war im Hause unbekannt.

Jeder ging am Nachmittag seine Wege, in Allen betätigte sich ein Antrieb nach Vereinzelung, zum Alleinsein. Follart brachte viele Stunden auf dem Rathaus zu, angestrengter noch als sonst seiner dortigen Beschäftigung hingegessen; er schien das am Morgen Besäumte einholen zu wollen. Nur ab und zu ging sein Blick wohl einen Moment über den Rand eines Altenblattes hinaus, doch mit hastigem Kopfnod lehrten die Augen stets zu der Schrift zurück. So verblieb er in der Bürgermeister-Stube, bis der Abend heran zu nahen begann; als er endlich ausbrach, schlug er einen Umlauf nach Hause ein, der ihn, wie bei seiner Ankunft, an die Rückseite des Gartens führte. Auch um die nämliche Tageszeit ungejährl war's, die Dämmerung begann schon unter dem Gebüsch einzufallen; er trat hinein, blieb einmal aufhorchend stehen und ging langsam weiter. Dann langten seitwärts her von einer Bank Stimmen, diejenige Tina's und Henrich's zur Modden, der am Tage vorher mit der „Dode“ wieder heimgelehrt war. Sie sprachen laut und fröhlich; der junge Kapitän antwortete auf etwas von dem Mädchen Gesagtes: „Wenn ich den Goldknauß unseres Thurmtes wieder über dem Wasser auftauchen sehe, Fräulein Tina, da ist's mir allemal wie dem Königsohn im Märchen,

der von Weitem das Schloß gewahrt, nach dem die gute Fee ihn ausgehant.“ Nun beschleunigte Follart seinen Schritt und begab sich in's Haus, wo er einige Augenblicke zögernd auf dem Flur stand, ehe er in die Thür der Arbeitsstube seines Vaters trat. Im Tone, mit dem er diejenigen begrüßte, lag etwas Unsichereres, Erregung überflügelternes; den Fuß an's geöffnete Fenster vorsetzend, fügte er nach: „Mich däucht, die Abendluft zieht kühl herein.“ Der Senator erwiederte verwundert: „Im Gegenteil, mir kommt's draußen schwül vor.“ Doch Follart schloß das Fenster, drehte sich danach um und sagte: „Gieber Vater —“

Da seine Stimme stockend anhielt, versetzte Gundermann: „Was hast Du?“

„Eine Frage an Dich, die Niemand außer uns hören soll. Sie ist mir an dem ersten Abend meines Hierseins gekommen, und ich muß sie aussprechen. Welche Antwort Du darauf gibst, ich gelobe Dir, zu schweigen; Keiner wird davon erfahren.“

Bon den Laubbäumen nahe vor den Fenstern lag schon dieses Zwielicht im Zimmer. Der Senator war aufgestanden, man unterschied seine Gesichtszüge nicht mehr, aber antwortlose Stille einiger Secunden rief die Empfindung wach, daß er vom Sitz emporgeschreckt worden sei und sein Mund nach einer Entgegung suchen müsse. Wie er diese hervorbrachte, flang ein leichtes, nicht zu verhaltendes Beben der Lippen hindurch: „Was willst Du fragen, Follart?“

„Wollen wir uns nicht setzen, lieber Vater? Du sagtest neulich, daß Du die Mutter Dode's gekannt —“

Durch die Stille des Raumes ließ sich ein tiefer Aufathmen der Brust Gundermann's vernehmen; Follart fuhr jetzt rasch fort:

„Es liegt sein Vorwurf in dem Gedanken, der sich mir gestaltet hat, ob er tatsächlich begründet sein mag oder nicht. Ich bin durch das, was ich in meiner bisherigen Stellung aus Alten und im Vertrauen erfahren, belehrt worden, daß die Außenseite mancher menschlichen Verhältnisse täuscht, oft Anderes unter sich birgt, als selbst Nachstehende vermuthen.“

Eine Bewegung des Senators, die ein Krachen seines Sessels verursachte, unterbrach den Sprecher, und zugleich äußerte der Erstere, wiederum etwas ungewissen Tones: „Ich weiß nicht, in welchem Zusammenhange das mit Deiner Erwähnung der Mutter Dode's stehen kann.“

„Verzeih' mir, lieber Vater, — ich wollte vorausschicken, daß ich mir keinerlei Urtheil über ein etwaiges Thum von Dir anmaße, zu dem Dich das Leben vielleicht mit einer Übergewalt, einer Nothwendigkeit geführt hat, das nur Du vor Dir selbst, vor keinem sonst zu verantworten hast.“

Gundermann war abermals von seinem Sitz aufgestanden. „Du machst seltsame Umschweife, Follart —“

„So laß mich, wenn Du es willst, geradaus fragen, was mich zu Dir gebracht. Habe ich, wie Deine väterliche Fürsorge für Dode von ihrer Kindheit auf es mir nahe gelegt, eine brüderliche Pflicht gegen sie zu erfüllen, — ist sie, nicht der Gewöhnung nach, vielmehr in Wirklichkeit unsere Schwester?“

Die Dämmerung ließ nichts mehr von den Gesichtern erkennen, aber durch's Dunkel flößte etwas ein Gefühl ein, als ob mit dem Verklingen der leichten Worte ein Umtausch stattgefunden habe, eine erwartungsvolle Unruhe aus dem Wesen des Zuhörers fortgeschwunden sei und sich dafür in athemverhaltendem Antworterharren des jungen Mannes fundgebe. Nach kurzem Schweigen erwiederte der Senator:

„Nein, mein Sohn, Deine Annahme irrt sich; wenn sie recht hätte, würde ich Dir ebenso unumwunden Ja entgegen haben. Doch ich muß Dir ein Recht zuerkennen, solche Frage an mich zu stellen und weitere Antwort darauf zu verlangen. Denn eine Täuschung liegt dennoch vor. Dode ist nicht, wofür sie gilt, die Tochter Eures mütterlichen Oheims, in nichts mit Euch verwandt; sein Tod im fremden Lande gab nur die Möglichkeit, sie vor der Welt so zu benennen. Ich will Dir kurz sagen, wer sie ist. Als ich aus dem Hamburger Handlungshause, in dem ich angestellt gewesen, hierher zurückkam, um ein eigenes Geschäft zu begründen, gestalteten sich jährlings meine Verhältnisse anders, als sie nach außen erschienen. Durch einen Unglücksfall verlor ich mein erwartetes Kapital; von Hamburg aus hatte ich schon seit Jahren meine alten, arbeitsunfähigen gewordenen Eltern unterstützt und mußte dies fortsetzen, mußte mein neubegonnenes Geschäft aufrecht erhalten, um ihren Lebensunterhalt zu ermöglichen. Meine Hoffnungen für die Zukunft waren andere gewesen, ich hatte ein Mädchen kennen gelernt, das ich liebte, als Frau in mein Haus zu führen gedachte. Doch sie war mittellos, und die neuen Umstände, die Anforderungen an mich ließen die Heirath nicht zu. Vielleicht liebte ich sie zu sehr, um den Mut zu fassen, ihr Leben an ein ungewisses, voraussichtlich düstiges Geschick zu knüpfen. Ich wartete auf Besserung, die nicht kam; statt dessen erhielt ich eines Tages die Botschaft, daß sie, des Wartens überdrüssig, die Werbung eines Anderen an-

genommen habe. Er war kein Krämerlehrling gewesen, ihr an feiner Erziehung und Bildung wohl näherstehend, sodaß sie bei ihm nicht auf die äußersten Lebensnotwendigkeiten sah, sondern seine Frau ward. Damit endete mein Hosen auf ein Liebesglück, und um meine Sohnespflicht erfüllen zu können, schloß ich eine sich mir darbietende, materiell günstige Ehe. Eure Mutter brachte mir ein Kapital zu, mit dem es mir gelang, mein Geschäft aufrecht zu erhalten. Freilich auch dann noch schwer, das Unglück verfolgte mich weiter, oder meine Unternehmungen waren nicht richtig berechnet, ich weiß es nicht. Der äußere Schein meiner Firma trog, innerlich lagen die Dinge verzweiflungsvoll. Und ich hatte jetzt zum Anderen für eine Frau und kleine Kinder zu sorgen."

Der Senator hielt an; durch das Gedanken an schwere Zeit war er verleitet worden, von dieser weiter zu sprechen, und schien sich zu befürchten, daß er von dem Gegenstande, um den es sich handelte, abgekommen sei. So fuhr er nach kurzem Schweigen fort:

"Nicht für meine Eltern und meine Familie allein hatte ich zu sorgen, auch für sie, die nicht meine Frau geworden. Sie war in bitterstes Elend gerathen, ihr Mann erschöpft sich. Daß ich sie ebenfalls mit unseren Mitteln unterhielt, wußte Deine Mutter nicht, Follart, doch daß mein Herz noch an ihr forthing. Wir hatten eine Vernunftheirath geschlossen, friedlich und ihrer Absicht vollgenügend; Eure Mutter verlangte nicht von mir, was ich ihr nicht zu geben vermochte. Ich glaube wenigstens nicht, daß ihr Herz der Liebe fähig war, sonst hätte sie wohl nicht eingewilligt, zu thun, was ich von ihr erbat. Eine Frau, — wozu ihren Namen nennen, den außer mir Niemand mehr kennt, — war gestorben, hatte ein nach dem Tode ihres Mannes ge-

borenes Kind hinterlassen, das in's Waisenhaus gebracht werden sollte. Deine Mutter, sie war von kühler Gemüthsart, doch gut, — verweigerte mir den Wunsch nicht, das hilflose Geschöpf zu uns zu nehmen; mein Schwager starb ziemlich um dieselbe Zeit in Südamerika, und als seine Tochter, unter dem Namen Dode Lutgersen kam das kaum einjährige Mädchen in unser Haus, wie unser Kind gehalten."

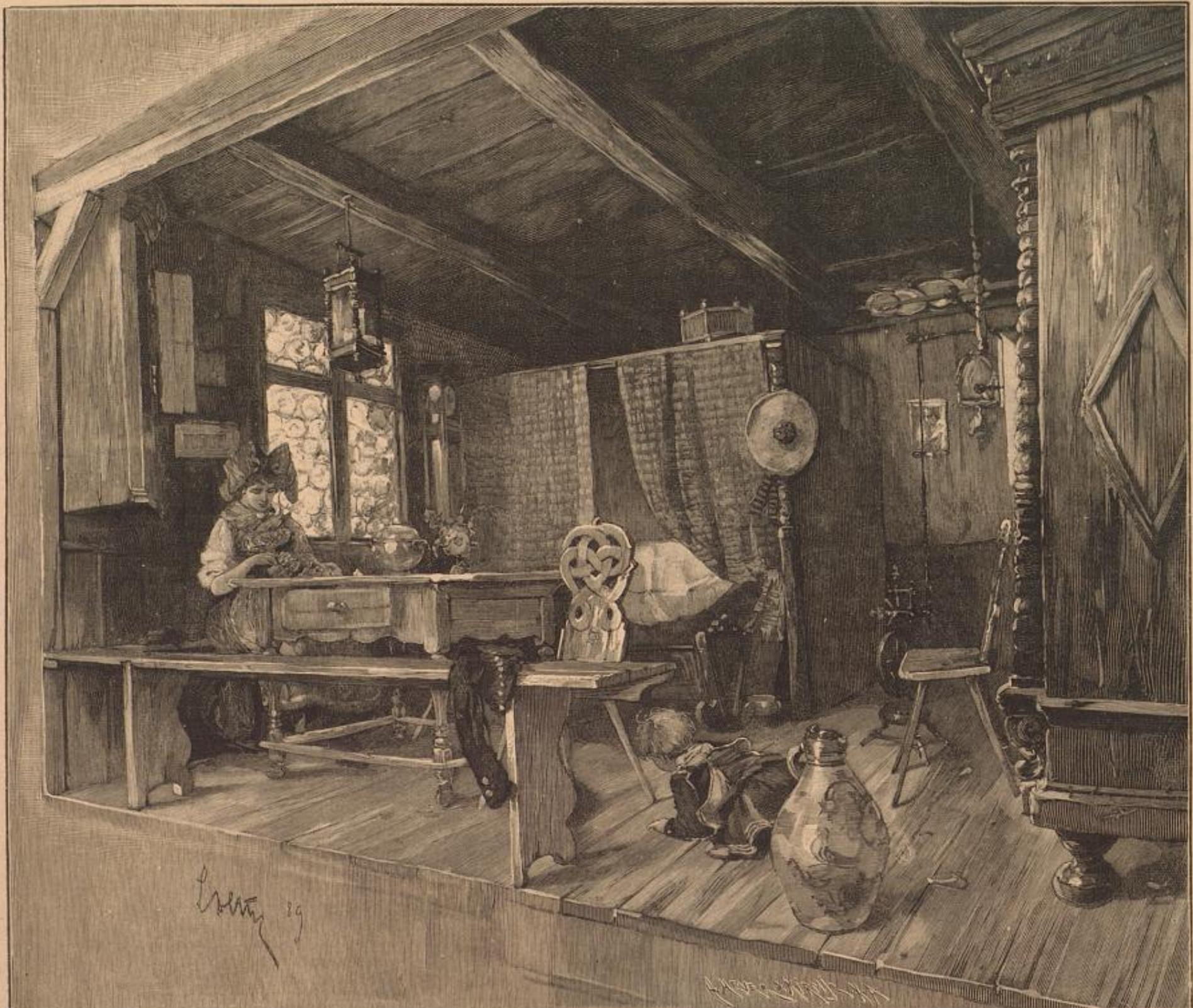
Gundermann schwieg wieder; er regte den Eindruck, ungewiß zu zögern, ob er noch etwas hinzusetzen solle. Aber dann that er's:

"So blieb sie bei uns, sich selbst für das haltend, wie sie benannt wurde. Deine Frage hat mir gedeutet, Follart, daß Du ein Recht beanspruchst, noch ein erklärendes Wort von mir zu verlangen. Dode ward ihrer Mutter gleich, äußerlich auf's Wundersameste, wie Ihr, Du und Tina, der Eurigen. Darin liegt kein Vorwurf für Euch. Ihr besitzt das Beste, was Menschen haben. Aber von fröhauß zeigte sie andere Natur; es war, als treibe sie etwas, mir ahnungsgenos zu vergelten, zu sein, was ihre Mutter mir nicht gewesen. Sie schmiegte sich zärtlich an mich, ihre Augen hingen an mir, ihr ganzes Herz. Ihr Geschwister hielten treu zusammen und brauchten Niemanden sonst, doch Dode bedurfte meiner; eine bange Sehnsucht nach Liebe lag in ihr, als trage sie ein Gefühl, kein Recht darauf zu besitzen, in sich. Und mein Herz mußte ihr ebenso erwiedern; wie ein Traum Gestalten zusammenumfaßt, sah ich zugleich ihre Mutter in ihr und mein Kind. Sie war mir Trost, Vergessen, Glück in schweren Tagen, die noch immer wieder kamen, — besonders als ich die Mittel für Deine Universitätss Jahre beschaffen mußte, Follart."

Es war fast dunkle Nacht im Zimmer geworden; die Stimme des Sprechers durchlief bei den letzten Sätzen ein leichtes Zittern. Er schien zu empfinden, daß er sein inneres Herzverhältniß zu dem fremden Kinde begründen müsse, und doch auch von Befürchtung zurückgehalten, seinen eigenen Kindern durch einen Hinweis auf die andere Wesensart Dode's wehe zu thun. Follart hatte in regungslosem Schweigen bis jetzt zu gehört; nun stand er plötzlich auf und sagte, die Hand des Senators erfassend:

"Ich danke Dir, lieber Vater, für die Antwort auf meine Frage. Vergieb, daß mir eine andere Muthmaßung gekommen war und trachte Du nicht danach, weiter zu erläutern, was ich jetzt voll begreife. Ich hehle nicht, daß es mich oft geschockt hat; von heute an thut's das nicht mehr. Nur las mich hinzufügen, wenn wir auch innerlich unserer Mutter gleichen, so hat Dich die Meinung getäuscht, daß sie keine Liebe in sich getragen; ich glaube eher, sie ist bemüht gewesen, einen Drang in ihrem Herzen zu verborgen, weil sie auf keine Erwideration hoffen konnte. Das ihr als Gedächtnismal zu erhalten, ist Sohnespflicht, denn unsere Herzen haben Liebesfähigkeit von ihr empfangen, freilich wohl mit der Art zugleich, dieelbe nicht im äußeren Wesen an den Tag zu legen. Dir aber, lieber Vater, nochmals Dank; ich habe gefühlt, daß es Dir schwer geworden, die Erinnerung an die Täuschung und Sorge Deiner Jugend, von denen ich zum ersten Male gehört, aufzuwecken. Dode wird nie durch mich davon erfahren, auch Tina nicht. Du hast Recht, wie diese von je Dode als Schwester behandelt hat, gemahnt sie ganz an ihre Mutter, und ich will und kann sie jetzt ebenfalls anders ansehen."

(Fortsetzung folgt.)



Elsässische Bauernstube. Aus dem Museum für deutsche Volkstrachten zu Berlin. Von Ludwig Dettmann. — Siehe Seite 23.



Nachdruck verboten.

„Wir?“

Planderei von Detlev von Gehren.
Mit fünf Zeichnungen von C. Nöckling.

Unsere Leserinnen ist aus der höheren Töchter-
schule das pronomen personale, — das persön-
liche Fürwort, — bekannt, sie mögen vielleicht
erschrecken bei dieser Erinnerung an die pedantische
Grammatik, dennoch aber bitten wir um Er-
laubniß auf eine ganz besondere Eigen-
hümlichkeit dieses Fürwortes aufmerksam zu machen,
die uns oft schon als ein rätselhaftes Geheimniß der
Sprache entgegentreten ist.

Das persönliche Fürwort ist in allen seinen For-
men eine ganz bestimmte Bezeichnung. Wen der
Sprecher mit dem „Ich“ meint, das er mit mehr
oder weniger selbstbewußtem Nachdruck accentuiert, ist
ganz zweifellos. Über das „Du“ kann seine Un-
gewissheit herrschen. „Er“ und „Sie“ sind ebenfalls
ganz bestimmte Persönlichkeiten, die, wenn sie von
jungen Damen und Herren mit unsicherer Stimme
und flüchtigem Erröthen auch ohne weitere Bezeich-
nung ausgeprochen werden, doch, und dann gerade
um so mehr, unter ganz scharf konturiertem Bilde
ihren Platz im Herzen haben. Ebenso ist es im Plural.
„Ahr“ und „Sie“, mögen diese Worte nun von mehreren
Personen oder in der Antrede an eine einzelne gebraucht werden, haben stets einen genau ab-
gegrenzten Sinn.

Aber wer sind „Wir?“ Das ist eine Frage, die
man oft zu stellen veracht wird, — auf die man
gar verschiedene Antworten erhält und die oft ein un-
gelöstes Rätsel bleibt.

Da haben wir zuerst den sogenannten pluralis
majestatis, in welchem die Könige und die weltlichen
und geistlichen Fürsten in feierlichen Anklängen
sprechen. Es scheint diesem „Wir“ die Absicht zu
Grunde zu liegen, die einzelne Person in eine ehr-
furchtgebietende Höhe hinaufzurüden, indem sie mit
der Macht einer gewaltigen Mehrheit umgeben wird.
Im Mittelalter bediente diese Mehrheit wohl das
bewaffnete Heer, welches den Thron umgab, um
den Geboten des Herrschers Gehorsam zu erzwingen. Bei
Ludwig dem Bierzehnten, dem Roi Soleil, nach dessen Beispiel
sich alle Höfe formten, lag in dem „Wir“ die Idee der Ver-
körperung des gesammelten Staates mit allen seinen Rechten
und all seiner Macht, die sich in dem Worte ausdrückte: „l'état c'est moi!“ In den Ländern des formalen Konstitutionalismus
umfaßt das „Wir“ vielleicht nach der doctrinären Theorie
die herrschenden Kammer-Majoritäten und ist dann freilich ein
recht unbestimmter, jähw Wechsel unterworfer Begriff. Bei
uns in Deutschland, doch sind wir stolz und freudig uns bewußt,
umfaßt das „Wir“, das unser Kaiser vom Throne herabwirkt,
alle Herzen des Volkes und alle wehrhaften Söhne des Vater-
landes, — ein wahrhaftiger Plural der Majestät.

Die geistlichen Fürsten brauchen das „Wir“, um sich dar-
zustellen als die Vertreter der einheitlichen, die ganze Welt
umfassenden Gliederung der Kirche. Sie machen zwar den de-
muthigen Antrag: „Durch Gottes Erbarmung und des heiligen
apostolischen Stuhles Gnade“ — der Papst selbst nennt sich „ser-
vus servorum dei“ — „Auctor der Aenechte Gottes“, — aber
dennoch liegt auch in diesem Plural der Ausdruck des Bewußtheins
einer Fülle von Macht und Würde, die sich durch die ge-
schlossene Phalanx der Kirche gar oft in der Geschichte trotz der
Form der Demuth, die sie ihrem „Wir“ hinzufügt, geltend
machen.

Auf den majestätischen Plural der Fürsten folgt das „Wir“
der Schriftsteller. Man erklärt dasselbe durch die Bescheidenheit,
in welcher der Schreibende das eigene Ich zurücktreten lassen will,
in die Objectivität der Menge. Auch könnte es wohl eine
captatio benevolentiae sein, wie man im Lateinischen sagt, —
das heißt der Versuch, den Leser im Voraus für die Meinung
des Schriftstellers einzunehmen, indem er mit Jemem zu
gleichem Denken und Empfinden in den gemeinsamen Plural
zusammengefaßt wird. Eine gewisse Wirkung ist dieser Rede-
weise nicht abzustreiten. Das „Ich“ des Arenden steht ab,
— das „Wir“ zieht an, — das „Ich“ bildet einen Gegen-
sat, — das „Wir“ eine Gemeinsamkeit. Findet der Leser in
dem Werke des Schriftstellers seine eigenen Gedanken wieder,
so wird er durch das solche „Ich“ gedemütigt, während das
geschmeide, bescheiden anstimmigende „Wir“ ihm schmeichelit,
— ist seine Ansicht eine andere, so reizt ihn das hochfahrende
„Ich“ zu strengen Kritik, während das zurückhaltende „Wir“ ihn
zur freundlichen Prüfung führt und oft zur Befehlung lohnt.
Freilich mag wohl bei manchem Schriftsteller in dem „Wir“,
mit dem er seine Meinung ausspricht, gar viel von der Würde
des pluralis majestatis liegen, das Bewußthein, daß die große
Mehrheit des gebildeten und denkenden Volles keine andere
Meinung haben könne und dürfe als er, und daß der Leser
sich wohl hüten müsse vor kritischer Opposition, wenn er

nicht hinabgestoßen sein wolle zu der im Staube
der Ignoranz triebenden blöden Masse. Unsere
Leserinnen mögen in jedem Falle entscheiden, ob
sie hinter dem „Wir“ der Schriftsteller der be-
scheidene Böllner oder der selbstgenügsame Pha-
riäer verbirgt. — jedenfalls bleibt dieses literarische
„Wir“ ein ungelöstes Rätsel. Wir unserer-
seits, die wir von dem Rechte des Plurals der
Feder ebenso Gebrauch machen, beschwören
unsere Bescheidenheit und überlassen unseren Le-
serinnen demütigst das unumstrittene Urtheil
darüber, wer „Wir“ sind und wie sie „Ihs“ fin-
den, — in der südlichen Hoffnung, daß sie unsre
Plauderei nicht zu dem einzigen Gente
rechnen, das niemals erlaubt ist: dem lang-
weiligen.

Dann gibt es das „Wir“ der Corps-Büchsen
und der Offiziere. Wenn der Student oder der
junge Lieutenant leicht das sprühende Bärchen
fräselnd, von seinem Corps oder von seinem
Regimente spricht, so liegt in dem Bärchen „Wir“
und in der Miene, mit der es hingeworfen und
doch wieder bedeuend accentuiert wird, eine ganz
unbedrückliche Nuance. Dies „Wir“ sagt eben
die völlige Undenkbarkeit voraus, daß darunter
etwas Anderes verstanden sein könnte, als die
Genossenschaft derer, um deren Brust sich das
weiß-grüne, schwarz-weiße, goldroth-goldene oder sonst welches
Band schlägt, oder die diese oder jene Uniform und Waffe
tragen. „Wir“ halten das so mit so, „bei uns“ ist dies und
das nicht möglich. Das klingt so stolz und zugleich so mi-
leidig, — stolz, einer solchen Genossenschaft anzugehören, —
mitleidig für alle die, welche dieses Glückliches Vorzuges nicht
theilhaftig sind. Es giebt ja gewiß auch andere Corps, andere
Waffen und Regimenter, die hoch anständig und ehrenwerth
sind, — aber sie sind eben nicht „Wir“. — denn bei „Us“
ist Alles unbedenklich, — Alles unsterblich, Alles first rats
und erneute de la crème! Die Möglichkeit wird gar nicht vor-
ausgesetzt, daß irgendemand nicht wissen möchte, wer „Wir“

verbunden, die in dem Kreise seiner Jugendgenossen mit ihm
„Wir“ waren, der Offizier aber führt dem Feinde entgegen
mit dem begeisterten Streben, der Welt und dem Vaterlande
zu zeigen, wer „Wir“ sind, wie „Wir“ es machen und wie
„Wir“ zu sterben wissen in Ehre und Treue. Gott erhalte
unsrer Jugend dies herausfordernde „Wir“, den stolzen esprit
des corps für die eigene Ge-
nossenschaft, — denn es liegt
darin der Geist des Achilles,
dessen Weise Homer in die
Worte zusammenfaßt:
„Immer der Erste zu
sein und vorzutreiben den
Anderen!“

Aus solchem Wettkampfe
aber werden alle großen
Thaten auf Erden geboren.
Doch wir dürfen das bureau-
kratische „Wir“ nicht ver-
gessen, das der Registratur
des Ministeriums gebraucht,
wenn es ernst und würdevoll, das Ehren-Bändchen
im Knopfloch, Abends im
Kreise der Stammtische
oder im wöchentlichen Bän-
kertanzchen, von den Maß-
regeln der hohen Behörde in
geheimnisvollen Andeutun-
gen zu den lauschenden
Freunden aus dem Handels-
und Gewerbestande spricht,
— oder der Kanzlist der
Provinzial-Behörde, in be-
staubtem Rock und hochge-
bundnen Schreib-Aermeln,
wenn sich ein demütiger Supplicant bei ihm nach dem
Stande seiner Angelegenheit erkundigt.

„Wir“ haben die Sache noch nicht geprüft — „Wir“
werden diese Bitte nicht gewähren können — so
heißt es achtzehnend oder mit herablassend ver-
bindlichem Lächeln: „Wir“ haben den Wunsch ganz
berechtigt gefunden und begreifen nicht, wie die
niedere Instanz hat anders entscheiden können, —
so heißt es in der Sprache der burokratischen
Schreibstuben und doch sind diejenigen, welche mit
imponierendem Ernst so sprechen, an jenem „Wir“
nicht anders beteiligt, als durch die Vorlegung der
Akten, die Reinschrift der Verfügung und das Siegeln
der Briefe.

Ahnlich ist das „Wir“, das die Dienner vornehmer
Häuser mit großem Applomb gebrauchen. „Wir“ ver-
fehlen mit jenem Hause nicht, — „Wir“ müssen uns etwas einschränken, denn der Winter hat „Us“
zu viel gelöstet. — „Wir“ haben noch einen Ball und
einige langweilige Diners für die Gäste zweiter
Klasse zu geben, — „Wir“ sind Excellenz geworden,
— so würde man oft sprechen hören, wenn man die Unterhaltungen der Dienerschaft belauschen
möchte, die auf Formen, Rang-Differenzen und
Erfolge noch strenger hält als ihre Herren und
Damen. Das „Wir“ hat seine Berechtigung,
besonders wenn es von alten, langjährigen Dienern
gebraucht wird, die auch ihrer eigenen Herrschaft und
deren Freunden gegenüber so sprechen und dadurch
ihre vollständiges Aufgehen in die Interessen ihres
Hauses ausdrücken. Wertwürdig ist das pädagogische
„Wir“ zuweilen gebraucht von Schulmonarchen älteren
Datums. Es ist eine eigenhümliche Verhüllung
des Richters mit dem Schuldigen, des Strafenden
mit dem Bestraften, wofür etymologisch eigentlich
die Erklärung fehlt und das auch in dem Sinne der
Redewendung nicht recht verständlich ist, dennoch aber von
denen, die es angeht, ganz genau verstanden wird.

„Wir sind heute wieder faul gewesen.“ sagt der Lehrer zu
dem ängstlich oder trostig vor ihm sitzenden Schüler, — „Wir“



find, und wenn je einmal eine Frage darnach gestellt würde,
so erfolgt mit der Miene höchster Bewunderung und innigen
Mitleides die kurz hingeworfene Belehrung in einem Tone, als
ob man jemandem die Sonne zeigen müsse, der am hellen
Mittage nach ihr fragt.

Wir müssen
gestehen, daß
wir uns stets
herzlich über
dieses fast her-
ausfordernde
„Wir“ der ak-
ademischen und
militärischen
Jugend ge-
freut haben.
Es steht dem



werden eine Straf-Arbeit machen oder eine Stunde nachbleiben"; — er nimmt gewissermaßen die Schuld des Schülers mit auf sich; — und zuweilen mag er darin wohl Recht haben; — aber die Sühne muß der Schüler demnach allein tragen, und eine volle Schale des Zornes und der Strafen würde sich über sein Haupt ergießen, wenn er es wagen wollte, etwa zu fragen: „Sie sind auch faul gewesen, Herr Doctor?"

Doch nichts weiter davon. Es wäre möglich, daß dieses „Wir" auch bei unseren Leserinnen Erinnerungen erwiede an die Schulzeit und an das Thema von den persönlichen Fürworten der deutschen Grammatik.

Und endlich giebt es noch ein „Wir", das gar lieblich und reizend von schönen Lippen flingt und das süßeste Glück der Erde in sich schlägt!

Wenn ein junger Mann in schüchternster Bewerbung des Hanges und Bangen der ersten wahren und mächtigen Liebe empfindet, von der er fühlt, daß sie über sein Leben entscheidet, wenn er bald hoffend, bald zweifelnd kaum seine Gefühle in abgebrochenen Worten anzudeuten wagt, — dann geschieht es wohl eines Tages, daß das Mädchen, das seinem Herzen so nah ist und mit dem er doch so fremd verkehrt, von irgend einem gemeinsamen Erlebnis spricht, und daß ihr dabei das Wörtchen „wir" entchlüpft, das sonst eine junge Dame selten einem Herrn gegenüber braucht. Mit dem Instinct der Liebe horcht er auf, — das Wort hat einen so weichen, süßen Klang gehabt, — seine Blicke leuchten und scheinen zu fragen, — sie erwidert, erhöhend schlägt sie die Augen nieder, doch lächeln ihre Lippen, denen das hold-indiscrete Wort entfloß. Da mit einem Mal findet auch er die lange vergebens gesuchten Worte, — thöricht vielleicht für jeden Fremden, — ihrem Herzen aber verständlich, — ihre Hände ruhen ineinander, — das kleine Wort war der Schlüssel zum Himmel des Glücks, — „Er" und „Sie" sind „Wir" geworden.

Und nun flingt das Wort so freudig und jubelnd, so sehnfützig und verheißungsvoll von den Lippen der Verlobten, die es in jedem Sate anbringen und aller Welt entgegenfüren möchten. Weiter dann spricht die junge Frau so häusmütterlich wichtig ihr „Wir" zu Allem, was „Er" thut und was in dem funkelnden Haufe geschieht. Und endlich, — da nimmt sie ein süßes kleines Weinen mit klaren Augelein und lächelnden Lippen aus der Wiege, — sie trägt es fort zum Zimmer des Vaters, — sie klopft an die Thür, und als sie dann eintritt, da ruft sie: „Wir" sind da, „wir" möchten dem Papa guten Morgen sagen! Er aber schläft den Arm um Beide, und in diesem „Wir" flingen der Segen und der Frieden Gottes auf die Drei herab, — hier ist kein Zweifel, — „Er," „Sie" und „Es" sind das herrlichste „Wir" auf Erden, so scharf und bestimmt, so voll und reich — und so abgeschlossen von der ganzen übrigen Welt, die „wir" nicht bedürfen in „unserem" Glück!

Um dieses lezte „Wir" verzeihen vielleicht unsere Leserinnen die Schul-Reminiscenz an das persönliche Fürwort. Mögen sie alle in solchem „Wir" ihr Glück finden, möge denen, die ein bang verborgenes „Er" im Herzen tragen, bald ein helles, fröhliches „Wir" von den Lippen flingen und sie uns erlauben, ihrem Wohlwollen zu empfehlen —

„Wir"
durch der Mützen Erbarmung
unserer liebenswürdigen Leserinnen
gehorsamer Diener.

Rasend verboten.

Eine Erinnerung an den Dichter des Narciss.

Von Marie Annauff.

Nach einem glücklich absolvierten Gastspiel in Weimar wurde mir als Debüt für den kommenden Herbst die Rolle der Pompadour im Brachvogel'schen Narciss bestimmt, und da ich bei Beginn des Sommers einen kurzen Aufenthalt in Berlin zu nehmen gedachte, wo Brachvogel wohnte, so beschloß ich, seine Bekanntschaft durch Vermittlung zu machen. Welches Glück, dachte ich, eine Rolle mit dem Verfasser des Stüdes zu studiren!

In Berlin wurde ich durch einige bekannte Journalisten auch bald in die kleine Brachvogel'sche Familie eingeführt, welche aus Vater, Mutter und Töchterchen bestand, ein gemütliches Kleebatt. Als der Dichter erfuhr, daß ich in Weimar die Rolle der Pompadour spielen würde, bezeichnete er lebhafte Anteil, ging auf alle meine schauspielerischen Interessen mit der größten Bereitwilligkeit ein und charakterisierte die einzelnen Personen des Stüdes auf eine höchst geistvolle Weise. „Mein Narciss hat mir viel Freude gemacht!" sagte er unter Änderem im Laufe der Unterhaltung, und das war sehr glaublich! Das genannte Schauspiel, welches den Ruf seines Verfassers begründete, war gerade zur Zeit, — wir schrieben 1863, — eines der beliebtesten, siegreich über alle Bühnen schreibenden Repertoire-Stüde. „Die Pompadour zu spielen," fuhr Brachvogel fort, „ist für junge Künstlerinnen eine schwierige Aufgabe, sie verlangt eigentlich ein gereiftes Weib. Am besten stellt sie Frau Hoppe von der hiesigen Hofbühne dar, denn sie sprach die Rolle mit einem gewissen bleiernen Tone, der äußerst charakteristisch war."

Das war es ja, was ich verlangte: eine Andeutung, und zwar von dem Verfasser selbst, wie die Rolle zu sprechen war; mit „bleiernem" Tone also! Wenn ich nur gewußt hätte, was der Dichter unter „bleiern" verstand? Ich warf die Frage hin: „Thut man nicht gut, die Pompadour im Conversations-Tone zu halten?"

„Durchaus nicht! Nichts darf unbedeutend klingen!" eiferte Brachvogel nun, „schon die ersten Worte müssen das gigantische Weib, — sie hat Frankreich regiert und ihre ganze Umgebung beherrscht, — charakterisieren. Keinen jugendlichen Klang im Tone, — die Krankheit, welche am Leben der Pompadour zehrt, muß die Rede durchzittern, — vor Allem: suchen Sie sich den bleiernen Ton zu eigen zu machen, welchen Frau Hoppe für die Rolle hatte. Ich werde Ihnen die Scenen der Pompadour im dritten Akte vorlesen."

Brachvogel ging jetzt zum Büderichraum und entnahm ein kleines Heft, den gedruckten Narciss, dem obersten Fache. „Sie werden mich dann vielleicht besser verstehen," meinte er. Er las den betreffenden Akte laut vor, mit richtiger Betonung jedes Wortes, mit Nuancirungen des Dialoges, und Andeutungen manuigischer Pointen, — aber das Verständniß des „bleiernen" Tones blieb mir verschlossen, denn Brachvogel

produzierte beim Vorlesen nur ganz hohe, unverfälschte Gaumentöne und erinnerte mit seinem gequenchten Sprach-Organen an die bösen Sänger, die man beim Theater „Cravaten-Tendre" benannt. Ein Dichter braucht kein Schonecker zu sein, und Brachvogel war wahrhaftig keiner!

„Nun lesen Sie mir die Rolle einmal nach," erging jetzt die Aufforderung an mich, „vielleicht treffen Sie das Richtige." Ich las, — aber in dem ängstlichen Bemühen, den Intentionen Brachvogel's und seinen Nuancirungen des Dialoges es nachzuhören, geriet ich ganz aus dem Fahrwasser eines natürlichen Empfindens und Vortrages heraus und fand weder den bleiernen — noch überhaupt irgend einen Ton für die Rolle. Der unzufriedene Autor ließ mich jede Scene drei, vier Mal wiederholen, einzelne Stellen wohl zehn Mal papageienartig nachsprechen, er flügelte und fäustigte unermüdlich an mir herum, indem er sich auf ganz bestimmte Tonfälle und Accente vorbereite, sodß ich endlich in die unnatürliche Sprechweise versiel, wirtlich wie ein gequälter Papagei schrie und im wahrsten Sinne des Wortes glücklich war, als Brachvogel die Sitzung mit den Worten aufhob: „Wenn wir bei Ihnen nächsten Beuchen die Rolle noch einige Male durchnehmen, wird es schon gehen."

Noch einige Male! himmlische Güte! tönte es in mir, denn ich fühlte wohl, daß diese gewaltfamen Exercitien nur ungünstige Resultate haben würden. „Eine Schauspielerin ist doch ein selbständiges Wesen," jammerte ich innerlich, „und kein Blas-Instrument, in das man hineinbläst, um es tönen zu lassen!" Die dramatische Künste aber, welche Brachvogel mit mir vorzunehmen gedachte, erinnerte an das Drillen von Rekruten auf dem Kasernenhofe.

Glücklicherweise unterblieben weitere Studien. Die Wiederholung meines Besuches bei Brachvogel verzögerte sich, und so erhielt ich eines Tages seine schriftliche Mittheilung, daß er in buchhändlerischen Angelegenheiten nach Leipzig reisen und Berlin aus längere Zeit verlassen müsse. Wie atmete ich auf! Ich war von einem Alp erlöst. Es hat doch sein Missliches, eine Rolle mit dem Autor des Stüdes zu studiren! dachte ich.

Einige Zeit später beschloß ich, zu längerem Sommer-Aufenthalt nach Köthen zu reisen. Der Verabredung eines Gastspiels wegen machte ich die Tour über Leipzig, wo ich im Hotel Baviere den Schauspiel-Veteranen Genast traf. Ich teilte ihm meine Begegnung mit Brachvogel ausführlich mit. „Leider muß ich fürchten, seinen Intentionen betrifft der Pompadour nicht entsprochen zu haben!" lächelte ich. „Ich war's!" meinte der gemütliche alte Herr, „sehen Sie die Rolle mit Verstand durch, versetzen Sie sich mit Empfinden in die verschiedenen Situationen, und vor Allem, — sprechen Sie, wie Ihnen der Schnabel gewachsen ist! ob bleiern, ob nicht bleiern! Nur keine Künfteleien! Natur! Natur! Natur!" Ich zollte seinen Worten Beifall, reiste nach Köthen ab und beschloß, die mir so viel Sorgen machende Rolle ein paar Wochen ganz ruhen zu lassen.

Am Morgen nach meiner Ankunft in dem reizend gelegenen Sohlbad machte ich einen kleinen Spaziergang den Waldweg entlang, der nach der Ruine Rudelsburg führt, und stand plötzlich — vor dem Dichter des Narciss.

Herr Brachvogel! hier in Köthen?!" rief ich erfreut, aber auch gleichzeitig — erschrocken, denn mir fiel plötzlich der bleiernen Ton ein.

„Ja!" lautete die Antwort, schon seit drei Wochen hier mit Familie! Wir haben von Leipzig aus einen Abstecher gemacht. Aber wo kommen Sie her? Auch zur Sommerfrische hier? Vortrefflich! Da können wir ja unsere Rolle wieder vornehmen!"

Ich hoffe in den Augen meiner geneigten Leser nicht allzu undankbar zu erscheinen, wenn ich jetzt ehrlich gesteh, daß die letzten Worte Brachvogel's mich vor Schrecken zittern machten, — aber unwahr, wie uns Europens übermüdete Höflichkeit gemacht hat, erwiderte ich schnell: „Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein!"

Und das „Vergnügen" begann abermals, schon in den nächsten Tagen. Ich sah noch im Geiste die ganz von grünen Nesten überschattete Veranda Brachvogel's in Köthen, auf welcher der gütige Dichter, dessen Bemühungen um meine künstlerischen Erfolge ich trotz Alles noch jetzt dankbar bin, sich mit mir abquälte, und auf welcher Veranda ich vielleicht ein paar Dutzend Male mit allen Forte-Tönen, die meiner Kehle zu Gebote standen, zum Schreden des ganzen Vogelgelächters in den Zweigen, die bekannten historischen Worte in die Baumwipfel schmetterte: „Nach mir die Sündsluh!"

Trotz dieser Exercitien im Grünen lamen wir zu seinem glücklichen Ende. Brachvogel verlangte den bleiernen Ton der Hoppe, und ich forcirte mein Organ wie ein Ventrioloquist; da ich aber keine Einwendungen gegen des Dichters Lehr-Methode zu erheben wagte, so ward dietranliche, grünäumrante Veranda noch oft Zeuge meiner Qualen.

Was aber half mir endlich aus der peinlichen Lage, und was öffnete Brachvogel die Augen? Kleine Ursachen — große Wirkungen! Ein Marionetten-Theater, welches sich zur selbigen Zeit in einem Kösener Wirthshaus-Saale etablierte, und dessen Director pomphaft durch Klüschlack bekannt machte: Erste Aufführung der Räuber von Schiller!

„Die Räuber, von Puppen dargestellt, das muß man doch sehen!" meinte ich zu Brachvogel. „Natürlich! Da dürfen Sie nicht fehlen!" erwiderte er, „berichten Sie mir später über die interessante Vorstellung."

Nach einigen Tagen schon besuchte ich den Dichter wieder, um ihm über die dramatische Darstellung der Marionetten Bericht abzufüllen. „Es ging Alles ganz exact," erzählte ich, meine Kritik beginnend, „in der That, wie am Schnürchen. Aber der arme Director muß bei dem Drillen seiner künstlerischen Blutstropfen geschwitzt haben. Seelisch und empfindungsvoll konnte man das Spiel der Familie Moor nicht nennen! Was Wunder auch: sie mußten nach Kommando spielen, — den armen gräßlichen Puppen war keine freie Bewegung gegönnt, wie ihr Chef pfiß, mußten sie tanzen, — an Armen und Beinen gefesselt! Bedauernswertliche, willentlose Marionetten!"

„Das ist ja eine psychologisch eingehende Kritik, zu welcher Sie Ihr Gegenstand begeistert hat!" lachte Brachvogel.

„Und glauben Sie mir," begann ich wieder, nun frei vom Herzen herunter redend, „diese Marionetten erinnern mich an gewisse Darsteller, von irgend einer Theater-Akademie in Freiheit dressirt, deren Spiel auch in den Fesseln des Unnatürlichen und Gefüngselten stehet bleibt, — Gliederpuppen, — deren Rede klingt, als habe sie ihnen ein Anderer mit einem Sprachrohr eingeblasen, die auf der Bühne mit einem Zwange eingeschreiten, als hingen sie an dirigirenden Schnüren, — Darsteller, welche uns die bekannten Worte in's Gedächtniß rufen: wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen! Beiflagenswertere — lebendige Marionetten!"

„Sie sind ja plötzlich sehr mitleidig geworden," spottete Brachvogel.

„Und wir sind doch Alle überzeugt," fuhr ich mit demselben Schwunge der Rede fort, „daß ein Schauspieler nur guten Empfinden heraus spielt, — wie es sein Herz heißt, und wie es ihm der Impuls des Talentes eingibt, — er darf seine Rollen nicht flüstlich nach Modellen zusammensezen, — nicht an die Studir-Lampe erinnern, oder schlummern noch: an den gedrillten Rekruten, — Eigenartigkeit muß in seinem Spiele zur Erscheinung kommen! Hab' ich nicht Recht, Herr Brachvogel?"

„Ist Ihnen der Gedanke, — von gedrillten Rekruten, — erst im Marionetten-Theater gekommen?" fragte der Dichter ironisch, mich fixirend. „Uebrigens haben Sie nicht unrecht," fügte er dann schnell hinzu, „ein Darsteller soll nur aus dem eigenen Empfinden schöpfen. Der Teufel hole allen Drill und alle Exercier-Reißer!"

„Amen!" sagte ich pathetisch und sah Brachvogel bedeutungsvoll an; „doch wie wär's," begann ich wieder mit vollkommener Harmlosigkeit, „wollen wir jetzt die Sterbe-Scene noch ein Mal durchnehen? Wir stimmen noch nicht ganz überein."

Brachvogel blickte nachdenklich vor sich hin und schwieg. Nach einer Pause sagte er lächelnd: „Ich denke, — wir lassen's sein. Die Marionetten und die Komödianten am Schnürchen, deren Sie erwähnt, haben mir zu denken gegeben. Man soll keinen Menschen, also auch keinen Schauspieler, zwingen. Spielen Sie die Pompadour in Gottes Namen, wie Ihnen der Charakter erscheint und wie —"

„Mir der Schnabel gewachsen ist!" platzte ich heraus, mich der Worte des alten Genast erinnernd.

Der Dichter lachte. „Sie treffen den Nagel auf den Kopf," meinte er, „es wird schon so am besten sein."

Wer war glücklicher als ich! Ich dankte innerlich von ganzem Herzen dem Marionetten-Director, der den guten Einfall gehabt hatte, einen Abstecher nach Köthen zu machen! Der Brachvogel'sche „bleiernen Ton" hatte bleiern auf meiner Seele gelassen, und wie erlöst ging ich nun fröhlichen Sinnes an das Studium der Pompadour.

Als ich nach einiger Zeit dem Dichter des Narciss den glücklichen Erfolg, welchen ich mit der Rolle gehabt, von Weimar aus melden konnte und einige Höflichkeitsworte anknüpfte, die seinen freundlichen Bemühungen, welche mir zu dem Erfolge verholfen hätten, aufwiesen, antwortete er: „Unsinn! Erfolg hat Jeder sich selbst zu danken."

Rasend verboten.

Strandbilder aus Holland.

Von Wanda Bartels.

Klumpjes.

Kum sagt einmal, daß der Dünenstrand euch nicht liebt, ihr üblichen Menschen! Warum in aller Welt verließ er das Meer, das ihn so sanft in seinen großen Armen wiegt, und ziege den Menschen nach, wenn er sie nicht liebt? — Die Menschen verstehen ihm nicht; sie pflanzen Strandhafer und Brombeerbüschle, um ihm zurückzuhalten, weil sie meinen, er wolle ihnen schaden, und es ist doch nichts als eine große, gewaltige Sehnsucht, die den Dünenstrand über alle Hindernisse hinweg fliegen läßt, — weit, weit, — bis dorthin, wo der Menschen Häuser stehen, die braunen Häuser des Fischerdorfes.

Wie weich und leise schleicht er sich in die winzigen Gärten, wie bescheiden zwängt er sich durch die dünnen Baumspalten, um die Menschen zu zehn, die er liebt; und sie kämpfen ihn mit Spaten und Schaufeln, — sie verstehen ihn eben nicht!

Das war schon all' die Fahrt ansehend so, aber meint ihr, daß es den Dünenstrand zurücksetzt? O nein. Immer wieder zieht er den Menschen nach, die ihn verfolgen, und hat sogar seine Lieblinge unter ihnen.

Da ist zum Beispiel Annie. Meint ihr, der Dünenstrand würde Tag für Tag den beschwerlichen Weg vom Strand herauf über den Klinterweg und durch die gepflasterte Dorfstraße machen, wenn es nicht um Annies willen wäre, die er liebt? Es wäre sonst ein vollkommenes Wunder, wie der Dünenstrand bis in die Mitte des Dorfes gelangte, manchmal bei vollständiger Windstille! Aber wenn ihr Annie annehmt mit dem schönen, ernsten, ruhigen Gesicht, dann begreift ihr, daß der Dünenstrand den Weg von dort unten her nicht scheut.

Der Dünenstrand und Annie kennen sich lange schon. Er kannte sie, als sie ein Kind war und am Strand gebauten, die die Kluth zerstörte; er kannte sie in der freudlosen Zeit, da sie elternlos und allein in dem niedrigen Häuschen wohnte, und die grüne Thür fast immer geschlossen war. Er wußte auch dann, was Annie that, denn er hatte ein paar Bundesgenossen in dem winzigen, roth gepflasterten Hause, die von Annies Leben Bescheid wußten: das waren die weißen Holzschuhe, die Klumpjes.

Wenn die Klumpjes vor der grünen Thür standen, dann war Annie daheim; waren die Klumpjes fort, so war Annie ausgegangen; manchmal aber waren die Klumpjes fort, und Annie sang im Hause, — nun, dann wußte Federmann und natürlich auch der Sand, daß Annie drinnen schenkte und wusch. Auf diese Weise wußte der Sand genau Bescheid von Annies Leben, trotzdem er niemals über die grüne Thürschwelle gekommen war.

Eines Tages standen die Klumpjes vor der Thür, und Annie war in schwarzen Schuhen, auf deren jedem eine Rose prangte, ausgegangen; da wußte der Sand, daß es Annies Hochzeitstag war, und daß sie Art van der Plaß heirathen würde. Und richtig: am anderen Tage standen ein Paar großer Seemanns-Klumpjes neben Annies steinen, alten Klumpjes vor der Thür; da wußte Federmann, daß Annie nun verheirathet war.

O wie der Dünenstrand sie liebt! Er war nicht einmal eifersüchtig auf Art van der Plaß, sondern jeden Tag kam er heraus vom Strand über den Klinterweg und die gepflasterte Dorfstraße, um Annie zu sehen. Um zu sehen, wie ihr schönes, ernstes Gesicht von einem Strahle von Glück durchleuchtet wurde, der schöner war, als — ja, als etwa das Meerleuchten; und das will viel sagen. Aber es war so.

Die Klumpjes standen jetzt fast immer vor der Thür und Annie sang im Hause. Warum sollte sie auch ausgehen, da

sie für Ary zu sorgen hatte? Aber die Klumpjes fingen an sich zu langweilen, weil Annje so lange Zeit sich nicht mehr um sie kümmerte. Da war es ein Glück, daß sie Gesellschaft bekamen; eine Gesellschaft freilich, die eigentlich nicht der Rude wert war, so winzig klein war sie; aber es waren doch Klumpjes, wenn auch für die allerallerkleinsten Jüngchen der Welt bestimmt, die am Ende noch eine ganz hübsche Zeit sich über durften, bis sie sie überhaupt regieren lernten. — aber kurz: es waren doch Klumpjes, und Annjes alte Klumpjes brauchten sich nicht mehr zu langweilen, wenn sie allein waren!

Auf die Gesellschaft von Ary's Seemanns-Klumpjes war nämlich gar nicht zu rechnen: er hatte sie ja den ganzen Tag bei der Arbeit an, da unten am Strand, wo sie die Boote klar machten zum Frühjahrshange. Der Sand mußte jeden Tag dort vorbei, wenn er in das Dorf hinaufstieg, um Annje zu sehen; er sah, wie die Arbeit fort schritt und schließlich ein Ende nahm. Er sah, wie sie die Boote in's Wasser zogen und mit Tonnen, Salz und Rehen beluden, und er wußte, daß nun bald ein schrecklicher Tag für Annje kommen müßte: der Tag, wo Ary von der Plak nach Heringen fortziegen würde.

Als der Tag kam, stieg der Sand nicht hinauf in das Dorf; er wußte ja, daß sie zu ihm hinzukommen würden: Ary von der Plak und Annje und die Anderen, die fahren sollten mit ihren Frauen. Das war ein erster Augenblick für Annje und die Anderen. Aber keine von ihnen vergaß eine Thräne; das ist nicht Sitte bei den Seemannsfrauen. Sie bohrte die Klumpjes in den Sand und schaute an Ary vorbei, als er ihr zum letzten Male die Hand reichte, und dann ließ sie sich nieder und starre ihn nach, bis die Thräne kam und das Boot hinweg fuhrte. Dann ging sie heim.

Von diesem Tage an fühlten sich die Klumpjes nicht beladen, denn sie waren fast nie mehr daheim in dem rothgeplasterten Hof vor der grünen Thür. Jeden Tag ging Annje hinaus in die Düne, legte das Kind in den Sand, schwang die Arme um ihre Knie und schaute hinaus in die See, während der Sand um sie her spielte.

Das that sie den ganzen Sommer lang. Und jedes Mal, wenn eines von den Heringsbooten wiederkehrte, stürzte sie hinunter zum Strand und wartete mit pochendem Herzen, bis der Name desselben bekannt wurde, — aber es war immer nicht Ary's Boot.

Da wäre Annje fast verzweifelt, wenn der Sand nicht gewesen wäre. Aber wenn sie draußen saß und der weiße Sand durch ihre Finger riefelte, dann dachte sie an ihre Kinderzeit, und wie Ary um sie geworben hatte; und dann läßt sie das Kind und wartete — wartete, bis der Sommer vorbeiging und der erste Herbststurm über das Land zog.

Da kam das Boot. Und Annje stand am Strand, das Kind in ein Tuch gewickelt an ihrer Brust, und der Sand und der Wind und ihr Herz und die Wellen jauchten und jubelten ihm entgegen. Aber sie stand ganz still und die anderen Frauen auch, weil es so Sitte war; nur lachten sie manchmal über den Sand, der so ausgelassen um sie her blies, und meckten es nicht, wenn die Wellen über die Klumpjes rollten, oder der naße lockere Boden sie einsaugte.

Was für eine Zeit die Tauholer brauchen, um in's Wasser zu reiten und das Tau zu holen! Was für eine Zeit, bis die jubelnden Buben das Tau und daran das Schiff auf den Sand ziehen und den Auer festigen! Was für eine Zeit, bis der Tauholer den Schiffer auf seinem Pferde durch das Wasser trägt und dann allmälig — o wie langsam — die Anderen: Steuermann, Koch und zuletzt die Matrosen, darunter Ary!

Wie Annjes Gesicht leuchtet, wie sie ihm langsam, wie es die Sitte erfordert, entgegen geht, und wie ihre Augen glänzen, während er nach der Reihe erst dem Kocher, dem Tauholer und Gott weiß, wem die Hand reichen muß, ehe er zu Annje kommt.

Aber einmal kommt er doch so weit und sie schütteln sich ein wenig, — so ganz nebenher, — die Hände, ohne sich anzusehen, gerade wie es die Anderen thun; nur ihre Augen lachen und glänzen, und dann führt er das Kind und sie gehen heim.

Droben aber in dem rothgeplasterten Hof stehen jetzt die Klumpjes friedlich nebeneinander: die Seemanns-Klumpjes, und Annjes- und die Kinder-Klumpjes; und der Dünengang streicht leise darüber hin, bis der Winterfrost ihn unten am Strand in Fesseln legt...

Elsässische Bauernstube. Von Ludwig Dettmann. Siehe das Bild, Seite 20. — In dem in Heft 1 dieses Jahrganges enthaltenen Artikel: „Im Museum für deutsche Volkskunst in Berlin“, von Oscar Cordel, hatten wir bereits darauf hingewiesen, daß sich in dem erwähnten Museum neben einer wendischen auch eine vollständig eingerichtete elsässische Bauernstube befindet, von der wir hier nachträglich eine Abbildung bringen. Das vorstrebende Bild bedarf wohl kaum einer Erklärung; es spricht für sich selbst. Der altväterliche Hausrath erzählt uns eine lange Geschichte von der Lebensweise und den Einrichtungen eines Volksstamms, der trotz jahrhundertlanger Entfernung unter französischem Regemente innerlich immer echt deutsch geblieben ist und höchstens auch darüber hinaus deutlich bleibend wird. Bei dieser Gelegenheit möchten wir bemerken, daß sich in dem oben erwähnten Artikel bei einem Theil der Auslage ein kleiner Druckfehler eingeschlichen hat. Die auf Seite 5 oben rechts abgebildete Haube ist nicht thüringischen Ursprungs, sondern stellt eine oberbayerische Ringelhaube dar.

Die brasilianische Kaiser-Familie. Siehe das Gruppenbild, Seite 24. — Die Proklamierung der Republik in Rio de Janeiro und die Verbannung der brasilianischen Kaiserfamilie hat das allgemeine Interesse für dieses Herrscherhaus fürzlich in lebhafter Weise wachgerufen. Das Gruppenbild, das wir heute unseren Leserinnen bieten, ist nach einer Photographie gefertigt, die vor etwa einem Jahre in Petropolis, der Sommer-Residenz der damaligen Kronprinzessin von Brasilien, angefertigt wurde. Mit inniger Theilnahme wird man namentlich die würdige Erscheinung der Kaiserin Teresa Christina Maria betrachten, die das herbe Los des Exils nicht lange ertragen sollte. An die hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt Dom Pedro schmiegt sich seine Tochter, die Gräfin von Eu, deren Name in der Culturgeschichte unserer Zeit einen hervorragenden Platz einnehmen darf, da sie es war, die am 13. Mai vorigen Jahres für ihren erkrankten Vater das Gesetz über die Sklavenbefreiung unterzeichnete. Ihren Gemahls sehen wir auf der anderen Seite des Bildes, und neben ihm seinen Neffen Pedro Augusto, den ältesten Sohn der frischverstorbenen Kronprinzessin Leopoldina, Gattin des Prinzen August von Sachsen-Coburg-Gotha. Die drei Söhne des Grafen von Eu, die Prinzen Pedro, Luis und Antonio, waren die erklärten Lieblinge der Bevölkerung von Petropolis; besonders die dortige deutsche Kolonie beklagt auf das Tiefe den Wechsel im Regierungs-System, der ihr einen edlen und menschenfreudlichen Beschützer entzogen hat.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten.

Über Nadel und Nähstück. — Die Kunstfertigkeit mit der Nadel gehörte zu allen Zeiten zu einer vollkommenen weiblichen Bildung: sie bildete ein Unterscheidungs-Merkmal zwischen anständigen und ehrenhaften Frauen und anderen. Fürstinnen, Patrizierinnen und Bürgerinnen bis zum Landvolk herab, Klöster und ähnliche Vereinigungen hielten die Beschäftigung mit der Nadel in Ehren und zeigten einen besonderen Stolz darin, hierin hervorragend sich auszuzeichnen. Ob es im Alterthum überhaupt Frauen gab, die, wenn sie besseren Ständen angehörten, in der Kunst des Webens, Nähens und Stickens unerfahren waren, weiß ich nicht, es erscheint mir aber nicht wahrscheinlich: die Geschichte erzählt uns nichts davon, sie hat uns überhaupt nur Mittheilungen über Kunstfertigkeit und Arbeitsfähigkeit der Frauen, nicht über deren Müzziggang hinterlassen. Wie sehen die Fürstin Penelope am Webstuhl und die Fürstin Helenos kostbare Kleider fertigen, und Pallas Athene selbst war es, die hohe gefeierte Göttin, die ihren irdischen Schwestern Anweisung und Talente gab. Die Schleife des mittelalterlichen Ritters, der damit in Krieg und Waffen-Spiel zog, war von seiner minniglichen Herrin selbst gefertigt und nicht bei der Puymacherin gelauft, die venezianischen Edeldamen wußten ihre Spulen zu fertigen, die wertvoller als Gold waren und heutzutage noch wissen die Frauen und Mädchen des uns zunächst liegenden Orients nach harter Arbeit die Nadel und den Stichrahmen zu handhaben, nicht weniger geschickt als die privilegierten Haulenzierinnen in türkischen Harem. Der Ausdruck „Nadelgeld“ hatte früher eine reale Bedeutung, er bezeichnete die Summe, welche der Frau für ihre Nadelarbeiten zur Verfügung gestellt wurde: freilich suchte man sich damals nicht an gefaustet, sondern an selbst gemachtem Buze zu übertreffen und die am geschmaußvollsten und reichsten gekleidete Frau war damals auch die verständigste und kunstfertigste, was heutzutage nicht immer der Fall sein soll. Der weibliche „Proß“ scheint erst später sich entwickelt zu haben.

Wie alt ist die Nadel? Ich kenne ihr Geburtsjahr nicht, aber sie scheint mir mit der ersten civilisierten Frau erschienen zu sein. Ob sie aus Knochen, einem Dorne oder einem anderen Material bestand, ist hier gleichgültig, sie ist die erste und unentbehrlichste Begleiterin der Cultur und verschwindet erst dann wieder, wenn die Frau austödt, in der Culturgeschichte eine Stelle einzunehmen. Die Nadel spielt in heiligen und profanen Schriften eine Rolle und selbst unter heiligem Buch, die Bibel, hat den Vergleich mit den Nadelöhrn, durch welche ein Kamel leichter durchgeht als ein Reicher in das Himmelreich. Zur Erklärung dieser vielgedeuten Stelle sei hier angeführt, daß die orientalischen, wie später unsere mittelalterlichen Stadtthore drei Durchgänge hatten, von denen der mittlere hohe und breite für Last- und Zugthiere, also im Oriente besonders für Kamle, die beiden seitlichen rechts und links davon für Fußgänger bestimmt waren. Diese kleineren Durchgänge hatten die allgemeine Bezeichnung: Nadelöhr. Als Christus einst an einem solchen Stadtthore mit seinen Jüngern über die Gefahren sprach, welche der Drang nach Reichthümern dem Menschen bringe, wozu ein mit Waaren beladener Kamelzug die Veranlassung gegeben haben kann, da benutzte er in anschaulicher Weise das Bild von dem großen und den kleinen Thor-Eingängen, um seine Rede möglichst eindrucksvoll zu gestalten.

Heutzutage ist die Nadel-Fabrikation eine Groß-Industrie geworden. In England (Redish), in Preußen (Aachen, Herlohn), in Baiern (Schwabach), wird sie im Großen betrieben. Die vielseitigen Manipulationen, — angefangen vom rohen doppelnadellangem Stahldraht bis zur fertigen Nadel mit vergoldetem Ohr und blau angelassener Mitte werden von Maschinen übernommen, deren Bedienung vielfach von Mädeln geschieht. Nur einzelne wenige Handgriffe, wie z. B. das

Aussortieren der krumm gewordenen Nadeln und deren Gerade-schleifen bleibt der Hand überlassen.

Die Nadel-Industrie hat eine interessante Geschichte. Ich will aus derselben nur einen Punkt hervorheben. Das Schleisen und Zuspielen der Nadeln mußte auf dem Schleifrade in der Weise geschehen, daß die Arbeiter notwendig beim Athmen mit der Luft auch die kleinen, beim Schleifen abschallenden Eisentheile einatmeten mußten. Diese ließen sich in der Lunge fest, hatten Krankheiten zur Folge und verhinderten ein höheres Alter. Das Nadel-Schleisen galt deshalb für ein ungünstiges Handwerk, und dieser Umstand mußte durch höhere Löhne ausgeglichen werden. Als daher in Redish Vorrichtungen eingeführt wurden, welche diesem Uebelstande vorbeugen, Exhauströte, welche den Schleifstaub sofort entführten und Gesichtsmasken, welche die Lunge beim Athmen vor den Eisentheilen schützen, brach eine Revolte unter den Arbeitern aus: sie zertrümmerten die Exhauströte, verweigerten das Aulegen der Schutzmasken und verlangten Wiederherstellung der alten Zustände, — das Schleifer-Gewerbe sollte ein ungefundenes Handwerk auch ferner bleiben und damit die hohen Löhne, höre das Handwerk auf, ungefähr zu sein, so würden die Löhne von selbst billiger, schon wegen der Concurrenz, längeres Leben und Gesundheit sei Nebenjache.

Wer heutzutage in eine Nadel-Fabrik tritt, der bekommt damit einen Einblick in das riesige Wissen, welches sich in einer solchen in praktischer Ausführlichkeit darstellt. Welcher Aufwand von Studium und welche Summe von Beobachtungen und Erfahrungen gehörte dazu, bis endlich alle die zierlichen Ofen und Maschinen in regelmäßiger Regelmäßigkeit funktionierten. Zuvor wird der Draht abgeschnitten, dann die Nadeln rinnen beim Ohr eingeschlagen, das Ohr durchlocht, der hintere Theil abgerundet, die Spire daran geschlossen: dazwischen wird die Nadel öfters geglättet und gezählt, endlich das Ganze poliert, vergoldet u. dgl. Vierundzwanzig einzelne Operationen muß jede Nadel durchmachen, bevor sie vom Draht sich zu dem bekannten und nutzbaren Geräthe auswächst. Sind endlich die Nadeln fertig, mit der Maschine gezählt und verpackt, in Gebrauch genommen und verwendet, schließlich gebrochen und verloren, — wohin verlieren sie sich? Noch zeigt sich an dieselben und löst sie in Staub auf, sie geben der Erde wieder Mehrung des Eisengehaltes, bewirken Gedeihen und Blühen der Pflanzen und Blumen und wenn die fleißige Hausfrau von ihrem Nähstück am Fenster ihre Blumen betrachtet, — wer weiß wie viel von deren Frische und Blüthe die Nadeln Anteil haben, die sie schon unter ihren Fingern gehabt!

Der Nähstück, — o, Du gütiger Himmel, was könnte der nicht Alles erzählen, von Freunden und Freuden, von Bangen und Sorgen, von Lust und Liebe und Kummer und Noth!

Der Nähstück hat sich, wie so verschiedene Tücherarten der Neuzeit, weniger aus einem Bedürfnis als vielmehr einer Mode entwickelet. Daher kommt es auch, daß sein erstes Auftreten in einer Form geblieben ist, mit der man praktisch nichts Rechtes anzufangen wußte.

Der ursprüngliche Nähstück war der gewöhnliche Tisch der Familie, um den Frauen und Töchter, wie in den Zeiten der Antike und Renaissance sich segten. Das eigentliche Nähstück bildete ein Körbchen mit den nötigen Utensilien und der Nähstein, ein in Tuch eingenähter, mit Berg umhüllter Stein, dazu bestimmt, den zu nägenden Stoff mit einer Stichnadel zu halten und die Nadeln zu beherbergen.

Unter eigentlicher Nähstück, wie er zuerst auftrat, ist eine Spielerei. Die kleine Platte hatte zu wenig Fläche um die nötigsten Utensilien aufzunehmen, die Schubladen dienen ihrem Zweck nur notdürftig und das in denselben befindliche umslappbare Nähstück, war erstens für jenen Zweck zu klein und konnte denselben auch deshalb nicht entsprechen, weil die drei Miniaturfüße des Nähstückes zu wenig Widerstand gegen das Umfallen boten, wenn der Stoff an das Nähstück befestigt und angezogen wurde. Da bekanntlich die Mode aber nicht darnach fragt, was praktisch sei, sondern daran, was Neues und Allerneuestes es gibt, so kam dieses unpraktischste aller Möbel in Aufnahme: konnte es doch wenigstens, wenn auch mehr symbolisch anzeigen, daß die Frau mit der Nadel umzugehen weiß.

In einer Beziehung war dieser Nähstück allerdings besser als sein Ruf: er war ein adäquater Ausdruck der wirklichen Kunstfertigkeit mit der Nadel vor vierzig und dreißig Jahren, jener Zeit, in der die ganze Kunstfertigkeit noch darin bestand, eine Naht mittelmäßig zu nähen und auf gegittertem Stromi unmögliche Blumen recht vierschrödig in Quadrate zu zwingen. Damals, als unsere weibliche „Bildung“ sich auf das Klavier und das Malen warf, mußte die alte tüchtige Näharbeit, auf die die Großmütter noch stolz waren, verschwinden, und es ward in gewissen Kreisen der Frauen Sitte, weniger ihr Nadelgeld, als das angebliche oder wirkliche Vermögen ihrer Männer zur Schau zu tragen. Sticken, Sticken und Nähen wurden Erwerbszweige für armere Mädchen, und in den Wohnungsbau blieb die Erinnerung daran, daß dies einmal anders war, nur durch den hinsfälligen, armeligen, unbrauchbaren und oft genug ungebrauchten Nähstück.

Mit diesen Verhältnissen hatte unsere Reform-Bewegung zu rechnen. Der Nähstück war da, war in einer sogar stereotyp gewordene Form da, die von der Mode und der Gedankenlosigkeit sanktionirt worden war. Die genannte Reform brachte auch die weiblichen Handarbeiten wieder zu Ehren und zwar waren es die Spulen der weiblichen Welt an Berstand und Ehre, welche zuerst thätig eingriffen. Diese Bewegung griff mit der Macht und dem Nachdruck einer geschicklichen Wahrheit um sich und hat Dimensionen angenommen, das nur ganz blaßste Charaktere davon unberührt blieben. Nun mußte auch der Nähstück eine Handlung erfahren. Er mußte entweder ein wirklicher Arbeitstisch werden oder überhaupt verschwinden. Er wählte das letztere. Unter modernster Nähstück zeigt wieder eine wirkliche Tischform: die Platte hat sich verbreitert, die Füße sind ihrem Zwecke entsprechend umgestaltet worden: sie sind fest und solid gebildet, einen breiten Stand und genügende Haltbarkeit bietet: man kann auf dem Tische wirklich arbeiten. Eine vorreisliche Idee war es auch, dem Nähstück im Zimmer einen erhöhten Podium unterzulegen und dieses mit einer Balustrade zu versehen.

Freilich, — diese Balustrade und der bequeme und praktische Nähstück thun es auch nicht allein, es gehört dazu noch die Freude an der Arbeit und der Stolz auf dieselbe; diese beiden Factoren geben dem Nähstück-Winkel erst die höhere Weise, sie zeichnen „die Hausfrau“ aus im Gegensatz zu den Kaffee- und Gesellschafts-Frauen und den bezahlten Unlust-Kräften.

J. Stodbaux.

Verchiedenes

Nachdruck verboten.

Die Unzertrennlichen. Von Heinrich Rettig. Siehe das Bild, Seite 17. — Vier treue Gefährten: das reizende Geschwisterpaar, Phylax und die Puppe! Möglicherweise könnte man das Bilderbuch, aus dem die ältere Schwester vorliest, auch noch dazu rechnen, aber dieser Bund wird voraussichtlich nicht allzu lange vorhalten. Das Buch ist offenbar noch neu; wahrscheinlich hat es vor wenigen Tagen erst der Weihnachtsmann gebracht. Es wird durchgelesen, einmal, zweimal, nach einigen Tagen noch einmal, dann ist der Inhalt in die jungen Köpfchen übergegangen und es wird in einem Winter der Kinderstube zum Vergessen aufbewahrt, bis es später vielleicht noch einmal hervorgezogen wird, um von neuem für einige Tage als vorübergehende Unterhaltung zu dienen. Ganz anders aber steht es mit Phylax und der Puppe. Was läßt sich mit diesen beiden prächtigen Spielsachen nicht Alles aufstellen! Phylax ist ein Ruster von Geduld; man kann ihn zupfen, schieben, zerren nach Herzblust, er dient der Puppe als Reitpferd, macht die wunderbarsten Kunststücke und läßt sich, wenn alle anderen Unterhaltungsmittel erschöpft sind, wohl gar in den Puppenwagen packen, um als Baby spazieren gefahren zu werden. Und bei allen diesen zärtlichen Bemühungen macht er stets gute Miene zu bösem Spiegle, höchstens wird er darin von der Puppe übertrifft. Aber trotzdem steht diese weniger sicher als er in der Kunst der jungen Herrinnen. So geduldig sie sich auch aus- und anziehen läßt, so viel Spielraum ihrer wechselnde Toilette der jugendlichen Phantasie auch bietet, sie wird schließlich doch etwas Altes, um endlich, nachdem sie ebenso wie das Bilderbuch in Vergessenheit gerathen ist, unter liebevollen Mutterhänden als ein Phönix in strahlender Toilette von Neuem zu erstehen. Anders bei Phylax. Er bleibt ewig neu, wenn auch nicht ewig jung. Aber was thut das. Wenn aus den Kindern junge Damen geworden sind, dann brauchen sie ihn nicht mehr. Er ruht dann als alter Herr, zwar nicht auf Vorbeeren, aber doch auf weichen Kissen und zarte Hände pflegen ihn in dankbarer Erinnerung an die schöne Jugendzeit.



Donna Teresa, Prinzessin Isabel, Dom Pedro II., Dom Pedro Augusto, Graf von Orleans,
Kaisin von Brasilien. Gräfin von Eu. Kaiser von Brasilien. von Sachsen-Coburg-Gotha. Graf von Eu.
Dom Antonio. Dom Luiz. Dom Pedro d'Alemanara.

Die brasilianische Kaiser-Familie. — Siehe Seite 23.

Gärtnerei.

Rückruck auch verboten.

Zur Jubelsteier der Herbst- oder Winter-Aster (Chrysanthemum indicum). — In den Kränzen, mit denen wir alljährlich zum Todtenfest die Gräber unserer Lieben schmücken, ist wohl keine Blume so reichlich vertreten, wie die Herbst-Aster. Und vielleicht kennen viele, die auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt wohnen, das Chrysanthemum nur als solche bescheidene herbstliche Blume, deren Hauptverdienst darin besteht, den Gatten auch in rauher, unfreundlicher Jahreszeit noch mit einigen Blumen zu verschönern. Wer diese Vorstellung von der Herbst-Aster hat, hat vielleicht mit Bewunderung gelesen, daß vom Verein zur Förderung des Gartenbaus eine Chrysanthemum-Ausstellung zur Feier der vor 100 Jahren erfolgten Einführung dieser Blume in Europa veranstaltet wurde. Genau genommen, könnte man sogar von einer 200-jährigen Jubelsteier reden, denn wie aus dem interessanten Bericht von Herrn Professor Wittmac hervorging, wurden schon 1689 einige Spielarten in holländischen Gärten gezogen. Die Ausstellung, die vom 15. bis 17. November in der Flora in Charlottenburg stattfand, hat aber selbst die Erwartungen Derjenigen übertroffen, denen bekannt war, welcher hohen Vervollkommenung die unscheinbare Blume fähig ist. Wie prächtig nahmen sich die geschmackvoll geordneten Gruppen aus, wie reizend wirkten die Farben, deren Mannigfaltigkeit jeder Beschreibung spottet. Hochgetriebene Pflanzen mit nur einer großen Endblume, herrliche, mit Blüten überfüllte Büsch und Bündchen, kunstvoll pyramidenartig oder schirmförmig gezogene Standen, abgeschnittenes Blumen in Hunderten von Sorten wetteiferten mit einander, die Aujmerksamkeit auf sich zu ziehen. Je mehr man sich aber in die Betrachtung des Einzelnen versenkt, um so lebhafter wurde das Interesse angeregt, und um so mehr mußte man die Kunst der Gärtner bewundern, die es „so herlich weit gebracht“ und aus der bescheidenen, einfachen Strahlenblume allmälig Spielarten von hoher Schönheit, Größe, Farbenpracht und Mannigfaltigkeit der Formen entwickelt hat. Welche Stufenleiter der Farbenlone vom reinsten Weiß und mattem Gelb bis zum feurigsten Orange und dunkelsten Braun, vom zartesten rosa Hauch bis zum tiefsten Bordeauxrot, vom blässen lila Schimmer bis zum gesättigten Violet. Manche Blumen prangen in leuchtenden Farben und Glanz, andere zeigen sich in weichen, gedämpften, sommetartigen Tönen und den feinsten, eigenartigsten Farben-Zusammenstellungen; noch andere bringen durch die verschieden gefärbte Rückseite der Blumenblätter eine reizvolle, malerische Wirkung hervor. Hier sieht man einfarbige Blüten, dort sind sie schattiert, mit lichtem oder dunklem Centrum. Die Strahlen haben zuweilen abstehende Spikes oder sind mit andersfarbigen Tufsen, Spretteln, Flecken, Streifen versehen. Und welch ein Unterschied herrscht in der Größe von den zierlichsten, winzig kleinen Sternen bis zu Riesenblumen von mehr als 20 Cent. Durchmesser! Aber auch der Reichthum an Formen scheint unerschöpflich. Neben einer flach ausgebreiteten Blume

erblicken wir gewölbte, mit hoch gebauter oder becherförmiger Scheibe, während sich andere in vollkommener Kugelform darstellen. Oft möchten wir die Blumen mit einer Alier oder Ringelblume vergleichen, dann finden wir andere, die einer Scabiose, einer Anemone oder Päonie ähnlich sehen. Hier sind die Strahlen breit und bandartig, dort schmal und lang, wie ein Haar, fein wie ein Haar oder zart wie eine Feder; bald erscheinen sie glatt, bald gedreht, gekräuselt, eingekrümmt oder gleich einem Korkzieher gewunden, zuweilen an der Spitze leicht gefranzt, ausgezähnt oder zweigartig getheilt. Diese Blumen sehen sich nur aus Nöhrchen zusammen, jene sind mit einem dichten Strahlenkranz geziert, andere vollständig gefüllt. Und wie verschiedenartig ist die Wirkung, je nachdem die Blumenblätter aufrecht stehen, nieder hängen, sich nach innen neigen oder auswärts gebogen sind. Während einige Arten eine kräftige, gedrungene Gestalt haben, nehmen sich manche ungemein leicht und zierlich aus oder erhalten durch die willkürliche Anordnung ungleichmäßiger Blätter ein krauses, phantastisches Aussehen. Bewundernd blieben wir vor ethlichen schönen, rundlich geschlossenen, sehr regelmäßig gebauten Blüthen stehen; unwillkürlich merken wir uns ethliche Namen, die matt-gelbe Emily Dale, die leicht rosa angehauchte Princess of Wales, die farbenprächtige Barbara; dann fesseln ganz anders geartete, japanische Sorten mit auswärts gebogenen Blättern unsere Blicke; die herrliche Sarah Owen, die rein weiße Avalanche, die rosa schimmernde, silbern gerandete Etoile de Lyon, der eigenartige Mr. Cannell, dessen gelbe, gewundene Blumenblätter einen förmlichen Lodenkopf bilden. Doch es ist kaum gerathen, aus der ungeheueren Fülle von Sorten auf's Gerathewohl einige Namen herauszugreifen. Ohne Zweifel wird die Ausstellung dazu beitragen, die vielfältige und mannigfach gefärbte Blume auch in Deutschland, wo sie bisher noch als Zierstauden behandelt wurde, zu wohl verdienten Ehren zu bringen. Denn zu ihren Vorzügen geistet sich noch der, daß die einzelnen Blüthen sehr dauerhaft sind und oft zwei bis drei Wochen ihre Schönheit bewahren. Dadurch gewinnt das Chrysanthemum als Zimmerpflanze wie für decorative Sammlung und für seine Bindereien in der blumenärmsten Zeit des Jahres besonders hohe Bedeutung. In England ist der Herbst-Aster schon längst sehr geschätzt und allgemein verbreitet, die von dorther eingesandten Blumen (Firma Reid und Bonnemann in London) erregten allgemeine Bewunderung. In seinem Lande der Welt aber steht die Pflanze in so hohem Ansehen, wie in Japan, wo die Herbst-Aster, dort Kiku genannt, auf's Kunstre mit den Sitten und Gebräuchen verwebt ist. Sie ist ein Abzeichen der Kaiserlichen Dynastie, der höchste Orden, der auch unserem Kaiser schon vor Jahren verliehen wurde, ist der Chrysanthemum-Orden, und wenn im Herbst das lehle der fünf hohen Feste gefeiert wird, sieht man Alt und Jung mit Herbst-Astern geschmückt. Sie fehlen in keinem Hause, in keinem Garten; zahlreiche Spezialisten beschäftigen sich mit der Zucht des Kiku und suchen ihren Stolz darin, große, vollkommene Sorten zu erzielen, wobei sie oft eiferndig über die Geheimhaltung ihres Verfahrens wachen. In der Industrie spielen Darstellungen des Herbst-Aster eine Rolle und finden sich bereits auf Zeichnungen und Lackarbeiten, die aus dem sechzehnten Jahrhundert stammen.

Was die Pflege des Chrysanthemum betrifft, so besteht dieselbe während der Knospen-Entwicklung hauptsächlich in reicher Be-

wässerung und kräftiger Ernährung. Morgens gießt man womöglich mit Dünngewässer, Nachmittags, falls es erforderlich ist, mit reinem Wasser; auch das Ueberbrausen darf nicht verlaufen werden, wenn sich die Pflanzen wohl befinden sollen. Läßt man den Topf nur einmal austrocknen, so hat ein solches Versehen meist länges Siechthum oder den Tod der Pflanze zur Folge. Zum Schluß sei noch auf die Abbildung einer scharfartig gezogenen Herbst-Aster in Nr. 44 des Jahrganges 1887 dieser Zeitschrift hingewiesen.

O. Neumann.

Briefmappe.

Rückruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Cylinder. — Während des Winters werden in meiner Wirtschaft unzählige Cylinder für Küchen- und Zimmerlampen verbraucht. Läßt sich etwas thun, um das Springen der Cylinder zu vermeiden? Emma S., Merseburg.

Schwarze Schleier. — Lassen sich schwarze Schleier waschen, daß sie wie neu aussehen? M. B., Gnesen.

Reinigen der Kupferstiche. — Auf welche Weise können Kupferstiche und Holzschnitte gereinigt werden? Abonnentin in Norden.

Antworten.

(Auf die beklagten Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Antworten hin.)

Eichenholz-Parket (XVI, 64). — Wenn neben sorgfältigem Hegen und Reiben des weichen Parkets zeitweise eine gründlichere Reinigung nothwendig wird, so reibt man den Fußboden mit einem in warmes Wasser getauften Schwamm und dann mit einer Bürste ab. Die Anwendung von Soda muß vermieden werden, weil dadurch die Farbe des Holzes verändert wird und dasselbe einen schmutzig grauen Ton erhält. Ist dies doch geschehen, so läßt sich die ursprüngliche Farbe durch Gerbstoff wieder herstellen. Zu diesem Zwecke bereitet man aus Galläpfeln einen starken wässrigen Auszug und trägt diesen mit einer Bürste mehrere Male warm auf; dann wird mit Wasser nachgespült. Fleischflocken können leicht entfernt werden, wenn man sie mit einem Brei aus gebrannter Magnesia und Benzin bestreicht; nachdem das Benzin verdampft ist, läßt man die Flecke noch nicht ganz verschwinden.

Frau Marie F... in St.

Kremsfarbene feidene Garnitur zu reinigen (XVI, 88). — Ich wasche alle meine Spiken selbst, entweder nur in Benzin, mit dem ich sie in einem tiefen Napf einweiche und leicht durchdrücke, oder auch mit Wasser und Seife. In letzterem Falle wäsche ich die Spiken recht glatt und regelmäßig um einen Porzellan-Cylinder, besie einen Streifen Mull darüber und bringe das Ganze in einer schwachen Seifenslösung zum Kochen. Hierauf wird der Cylinder leicht eingefüllt und hin und her gerollt. Wenn Sie keinen solchen Spiken-Waschapparat besitzen, so können Sie die gefloppelte Garnitur auch mehrfach über einander gelegt zusammenheften, sodaß die Zacken genau auf einander treffen, dann mit Seife einreiben und leise und behutsam mit der Hand durchwaschen. Nach wiederholtem Ausspülen mit kaltem Wasser werden die Spiken vorsichtig ausgedrückt und zwischen Leinen zum Trocknen gelegt. Dann breite man sie noch halbfeucht aus und bügelt sie über einem Mülltuch der Quere nach, wobei man das Blätterstück recht achsam führt und die Zacken gleichmäßig ausschreibt. Zugleich wird die Spiken-Garnitur noch einige Male der Länge nach überplättet. — Wünscht man den gelblichen Ton zu erhöhen, so kann man nach dem Spülen die Garnitur durch eine schwache Lösung der in jedem Droguen-Geschäfte käuflichen Kremsfarbe oder durch eine dünne Abdickung von Faulbaumrinde, Kaffee, Cichorien oder Bergl. ziehen; doch ist es immer ratsam, vor dem Gebrauche eine Probe zu machen, ob der Farbenton auch fein und zart wirkt.

Frau Marie F... in St.

Apfelskraut (XVI, 168). — Leider kommt mir Ihre Anfrage erst jetzt zu Gesicht, sonst hätte ich als echte Rheinländerin Ihnen gern sofort das Rezept zu unserer Apfelskraut mitgetheilt. Ich bin auf einem Gute mit großem Obstgarten aufgewachsen; sämtliches Frühstück wurde bei uns von Anfang August an gesammelt und dann im Herbst eingelöst. Das Obst kam mit der entsprechenden Menge Wasser in den großen kupierten Kessel, der etwa 10 Centner fasste. Zunächst wurde ein durchlöchert hölzerner Boden in den Kessel gelegt, um das Ausbrennen der Früchte zu verhindern; dann schütteten wir eine hohe Schicht frischer Apfels auf, die ebenso wie Birnen weniger zum Ausbrennen neigen und auch das beste Kraut liefern, bis endlich nach oben zu die mehr sauren Früchte folgten. Nach dem Garkochen des Obstes wurde es in eine Presse gehängt, der Saft ausgedrückt und dieser sofort in den inzwischen gereinigten Kessel gefüllt und mehrere Stunden bei starker Feuerung vorstündig eingelöst, bis er nicht mehr schaumte und eine tiefbraune Färbung annahm. Um zu erfahren, ob der Saft genügend verdickt ist, schöpfte man kleine Proben aus, läßt sie erkalten und sieht dann zu, ob ein Löffel in der Flüssigkeit aufrecht stehen bleibt. Wenn dies der Fall ist, füllt man das Kraut in Fässer, nimmt aber vor dem Zumachen derselben das oben hervortretende Schaumkraut ab. — Natürlich können Sie auch eine kleinere Menge von Apfelskraut bereiten, das um so schöner wird, wenn Sie nur gute, süße Apfels verwenden, deren Wohlgeschmack Sie durch Hinzufügen von Citronenschale, Zimmet, Nelken, Wallnüssen mit grüner Schale ganz nach Belieben erhöhen mögen. Besehen Sie keine Presse, so läßt sich der gelöste Saft auch durch ein großes Tuch drücken.

Rheinländerin.